

Sabina Laetitia Kowalewski  
Werner Stark (Hg.)

# Königsberger Kantiana



Meiner

## KANT-FORSCHUNGEN XII

# KANT-FORSCHUNGEN

Herausgegeben von Reinhard Brandt und Werner Stark

Band 12

FELIX MEINER VERLAG  
HAMBURG

# Königsberger Kantiana

[Immanuel Kant. Werke. Volksausgabe, Bd.1,  
hrsg. von Arnold Kowalewski]

Mit einem Anhang herausgegeben von  
Sabina Laetitia Kowalewski  
und Werner Stark

FELIX MEINER VERLAG  
HAMBURG

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes, inhaltlich mit der ursprünglichen Ausgabe identisches Exemplar. Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind.

Weitere Informationen unter: [www.meiner.de/bod](http://www.meiner.de/bod)

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-4002-6

ISBN eBook: 978-3-7873-4003-3

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 2000. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt aus 100 % chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany. [www.meiner.de](http://www.meiner.de)

## Vorbemerkung der Herausgeber

Die vorliegende Edition in den Kant-Forschungen präsentiert nach über 55 Jahren den ersten und einzig fertiggestellten Band der von Arnold Kowalewski in den 1940er Jahren konzipierten Kant-Volksausgabe. Im Auftrag der Stadt Königsberg wollte Kowalewski, wie seine Vorrede ausführt, in fünf Bänden einen »Überblick über das Kantische Schaffen erleichtern«. – Der wissenschaftlichen Öffentlichkeit war ein solcher Plan und der in den Jahren 1944–45 erreichte Stand der Realisierung unbekannt: Typoskript, korrigierte Druckfahnen und weitere Dokumente zur Entstehung der Ausgabe blieben bis in den Sommer 1998 Teil des unveröffentlichten Nachlasses.

Vermittelt durch den Verlag dieser Ausgabe erwuchs zwischen Herausgeberin und Herausgeber bald ein wechselseitiges Vertrauensverhältnis, so daß der wissenschaftliche Wert der Arbeit des Königsberger Philosophen Arnold Kowalewski allmählich deutlich werden konnte. – Allein die Tatsache, daß diese Leistung nur bedingt durch die damaligen Umstände des Krieges nicht erscheinen konnte, begründet jedoch nicht hinreichend die nunmehr erfolgte Publikation. Vielmehr waren die Beteiligten einhellig der Auffassung, daß die Art und Weise, wie Kowalewski sein Ziel verfolgte, und – darin eingeschlossen – die heute überwiegend verschollenen Zeugnisse von Immanuel Kants Lehrtätigkeit an der Königsberger Albertina als primäres *Movens* zu sehen sind, um den zweifelsohne besonderen Aufwand als angemessen zu rechtfertigen. – Wir hoffen, daß der Band auch heute noch seinen Zweck erfüllt, indem er ein Erbteil der Königsberger Forschung bewahrt, die wesentliche Beiträge zur Sicherung und Überlieferung von Kants Werk geleistet hat.

Sabina Laetitia Kowalewski

Werner Stark

*Dem Andenken meiner Mutter  
Elisabeth-Maria Kowalewski  
und meines einzigen Bruders  
Guntram Kowalewski*

# Inhalt

Vorbemerkung der Herausgeber .....	V
------------------------------------	---

## Königsberger Kantiana Band 1

Vorrede .....	3
Einführung .....	5
Vorbemerkungen zu den kurzen Niederschriften .....	13
Kurze Niederschriften .....	15
Vorbemerkungen zu den Gesprächen .....	27
Gespräche .....	31
Vorbemerkungen zu den ausgewählten Briefen .....	85
Aus dem Briefwechsel .....	88
Vorbemerkungen zu den akademischen Einladungsschriften .....	137
Entwurf und Ankündigung eines Collegii der physischen Geographie (1757) .....	142
Nachricht von der Einrichtung (1765) .....	150
Versuch einiger Betrachtungen über den Optimismus (1759) .....	158
Vorbemerkungen zum Geographiekolleg .....	165
Aus den Vorlesungen über physische Geographie .....	167
[Vigilantius] (1793) .....	167
[Dohna] (1792) .....	171
Vorbemerkungen zum Anthropologiekolleg .....	175
Anthropologiekolleg vom Winter 1791/92 .....	183
Vorbemerkungen zum Logikkolleg .....	455
Aus den Vorlesungen über Logik [Grünheyd] .....	456
Vorbemerkungen zum Metaphysikkolleg .....	463
Aus den Vorlesungen über Metaphysik (1793) .....	464



Zu dieser Ausgabe .....	483
Inhalt der Anthropologie-Matuszewski .....	495
Bibliographie der Schriften von Arnold Kowalewski .....	497
Personenverzeichnis .....	503

# Königsberger Kantiana

[Immanuel Kant. Werke. Volksausgabe, Bd.1,  
hrsg. von Arnold Kowalewski]

## Vorrede

Die vorliegende Ausgabe der Werke Immanuel Kants sucht eine möglichst vielseitige Fühlung mit der Gedankenwelt unseres deutschen Denkerfürsten zu vermitteln. Darum sind manche Stücke aufgenommen, die in den bisherigen Ausgaben fehlen oder nur nebenbei gedruckt worden sind.

Durchweg ist die heutige Rechtschreibung und Zeichensetzung befolgt. Auch veraltete Wortformen sind restlos beseitigt. Die Anordnung zeigt uns den Philosophen zuerst in kurzen Niederschriften, die manche interessante Keime zu anderweitigen größeren Ausführungen bergen.

Dann folgt eine Sammlung mündlicher Äußerungen aus Gesprächen, die auch den Menschen Kant in charakteristischen Zügen vernehmlich machen. Diese Sammlung mag einstweilen die für den Schlußband vorbehaltene umfassende Charakteristik Kants und seiner Umwelt ersetzen.

Die Auswahl aus den Briefen bietet Urkunden, die gerade für das Verständnis wichtiger Philosopheme, aber auch der Persönlichkeit des Philosophen selbst wertvoll sein dürften. Hat doch schon Hans Vaihinger bekennen müssen, daß »man der ganzen Kritik der reinen Vernunft wie einem Rätsel gegenüber stehen würde«, wenn man nicht den Kantischen Briefwechsel hätte.

Der Schlußteil des ersten Bandes präsentiert den lehrenden Kant mit seinen akademischen Einladungsschriften, die das Lehrprogramm formulieren, und mit Nachschriften aus seinen berühmten Bildungskollegs über physische Geographie und Anthropologie, sowie aus den beiden Hauptkollegs über Logik und Metaphysik.

So finden die Deutschen der Gegenwart mehrfache Gelegenheit nochmals bei Kant Vorlesungen zu hören. Sie mögen sich vor allem seinen wohlweisen Warnspruch merken, daß man im ersten Semester noch nicht Philosoph werden kann. Daß gerade das Anthropologie-Kolleg des besten Semesters unverkürzt geboten werden kann, ist eine recht glückliche Fügung. Das Menschenproblem steht heutzutage allgemein im Mittelpunkt der Diskussion. Wenn Kant auch mehr in »pragmatischer Hinsicht«, wie er sich ausdrückt, das Ganze behandelt, um die Kunst der Menschenbehandlung zu fördern, so werden doch manche grundlegende Gedanken mitgeteilt, die ernsteste wissenschaftliche Beachtung verdienen.

Der zweite Band enthält charakteristische Werkproben der vorkritischen Zeit, insbesondere vollständig *Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen*, *Versuch über die Krankheiten des Kopfes* sowie *Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik*. Daran schlie-

ßen sich kleinere Arbeiten der Meisterjahre, die als Zeitschriftenaufsätze für ein weiteres Publikum bestimmt waren, »Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht«, »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung«, »Von der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks«, »Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte«, »Was heißt sich im Denken orientieren?«, »Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie«, »Verkündigung des nahen Abschlusses eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philosophie«, »Über ein vermeintes Menschenrecht aus Menschenliebe zu lügen«, »Das Ende aller Dinge«, »Über das Mißlingen aller Versuche in der Theodicee«. Die als Zeitschriftenaufsatz begonnene *Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft* paßt in den gleichen Band, ebenso der zeitlich nahestehende Entwurf *Zum ewigen Frieden* sowie der *Streit der Fakultäten*.

Der dritte Band ist bestimmt für die *Prolegomena* sowie die *Kritik der reinen Vernunft* und Proben aus den *Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft*.

Den vierten Band füllt der Rest der großen Systemwerke *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, *Kritik der praktischen Vernunft*, *Metaphysik der Sitten*, *Kritik der Urteilskraft*.

Der fünfte Band ist als Registerband gedacht, in dem die bereits erwähnte biographische Charakteristik dem eigentlichen Register vorangestellt wird.

Diese Anordnung wird hoffentlich den Überblick über das Kantische Schaffen erleichtern.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, dem Herrn Oberbürgermeister Dr. Will, der den Auftrag zu dieser Kant-Ausgabe erteilte und mit hochherziger Großzügigkeit alles aufbot, um die Ausführung inmitten des gewaltigen deutschen Schicksalsringens in Gang zu setzen, ehrerbietigsten Dank zu sagen. Desgleichen Herrn Konsul Hans Jonas für das aufopfernde Wohlwollen bei der Überwindung der schwersten Hindernisse, die sich der Drucklegung entgegenstellten, der Königsberger Stadtbibliothek, die mir jahrelang ihre stattliche Kantliteratur – namentlich das wertvolle Anthropologie-Heft – bereitwillig auslieh, insbesondere aber dem Herrn Direktor der Staats- und Universitätsbibliothek – Prof. Dr. Carl Diesch – der mir in lebenswürdigster Weise aus seinen reichen Handschriftenschätzen nicht nur die gegenwärtig benötigten Stücke bereitstellte, sondern auch eine bisher vermißte kostbare Nachschrift mit Mühe hervorsuchen ließ.

Königsberg (Pr) 31. Mai 1944

Arnold Kowalewski

## Einführung

Unsere geistesgeschichtliche Lage scheint für eine Erneuerung des Kantstudiums wenig günstig zu sein, und 150 Jahre bringen doch in der Philosophie und in den Einzelwissenschaften gewaltige Fortschritte und Problemverschiebungen aller Art, die ein entsprechendes Aufgebot passender Methoden erfordern. Dürfen wir wohl dem Kritizismus zutrauen, daß er sein Rüstzeug demgemäß umbilden kann?

Merkwürdig war, daß zum Teil noch bei Lebzeiten Kants spekulative Systemschöpfer auftraten, die den Kritizismus jahrzehntelang aus dem allgemeinen Bewußtsein fast ganz verdrängten. Am längsten hat die Vorherrschaft Hegels gedauert, der wohl der kühnste deutsche spekulative Denker war und unbekümmert um Kants Verbot eines transzendenten Gebrauchs unserer Erkenntnisformen mit seiner dialektischen Methode die Schöpfungsstufen des Weltgeistes darstellte. Sogar die Kant-Universität hat sich viele Jahre hindurch nur um diesen großen Panlogisten gekümmert, ohne eine besondere Vorlesung über unseren Vernunftkritiker abhalten zu lassen. Aber auch diesem vielbewunderten Überwinder des Kritizismus war schließlich eine begrenzte Regierungszeit beschieden.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hieß es wieder »zurück zu Kant!« Seitdem haben in allen deutschen Hochschulen Kantforscher sich ans Werk gemacht. Vor 48 Jahren fanden sie in den *Kantstudien* ein literarisches Organ und vor 40 Jahren in der »Kantgesellschaft« ihre soziologische Gestalt. Besonders erfreulich war, daß nicht nur Fachphilosophen, sondern auch philosophisch interessierte Vertreter aller Einzelwissenschaften sich um das Banner des Kritizismus scharten.

Wie ist diese Unzerstörbarkeit des Interesses an der Kantischen Philosophie zu verstehen? Der große Meister hat uns selbst das Geheimnis verraten. Wie sagt er doch feierlich in den *Prolegomenen*? »Mathematik, Naturwissenschaft, Gesetze, Künste, selbst Moral usw. füllen die Seele noch nicht gänzlich aus. Es bleibt immer noch ein Raum in ihr übrig, der für die bloße, reine und spekulative Vernunft abgestochen ist, und dessen Leere uns zwingt, in Fratzen oder Tändelwerk oder auch Schwärmerei, dem Scheine nach, Beschäftigung und Unterhaltung im Grunde aber nur Zerstreuung zu suchen, um den beschwerlichen Ruf der Vernunft zu über-täuben, die ihrer Bestimmung gemäß etwas verlangt, was sie für sich selbst befriedige und nicht bloß zum Behuf anderer Absichten oder zum Interesse der Neigungen in Geschäftigkeit versetze. Daher hat eine Betrachtung, die sich bloß mit diesem Umfange der für sich selbst bestehenden Vernunft

beschäftigt, darum, weil eben in demselben alle anderen Kenntnisse, sogar Zwecke zusammenstoßen und in ein Ganzes sich vereinigen müssen, wie ich mit Grund vermute, für jedermann, der es nur versucht hat seine Begriffe so zu erweitern, einen großen Reiz, und ich darf wohl sagen einen größeren als jedes andere theoretische Wissen, welches man gegen jenes nicht leichtlich eintauschen würde.«

Ja, es gibt eine Vernunftseligkeit, die unendlich erhaben ist über alle Wechselfälle in den Niederungen der sinnlichen Erscheinungswelt. Sie wohnt in der von Kant entdeckten Hochburg des Apriori, eines über jegliche Erfahrung emporstrebenden Wissens. Sie erinnert an den Zustand des Aristotelischen Gottes, dessen Seligkeit im Denken des eigenen Denkens besteht. Man kann die von Kant angenommene Mannigfaltigkeit der Anschauungsformen, Schemata, Kategorien und Ideen entweder vereinfachen oder durch Angliederung weiterer Funktionen steigern. Beide Möglichkeiten sind versucht worden.

Schopenhauer z. B. wollte mit drei apriorischen Formen auskommen: Raum, Zeit und Kausalität. Er meinte sogar, die Kausalität intuitiv fassen zu dürfen, so daß der Kantische Dualismus von Anschauungsformen und Kategorien (Verstandesbegriffen) fortfällt.

Wilhelm Schuppe glaubte, das kategoriale Denken letzthin auf ein Identifizieren und ein Kausifizieren zurückführen zu können. Tatsächlich erweist sich das Identifizieren nach neueren Experimenten mit Geisteskranken als die unzerstörbarste Funktion des menschlichen Verstandes. Selbst in Fällen, wo eine sprachliche Mitteilung eines besonderen Auftrags, z. B. Sortieren farbiger Papiere, an die Kranken ausgeschlossen ist, vermag man doch durch geeignete Handführung zu erreichen, daß die eingeleitete Arbeit sinnvoll fortgesetzt und zu Ende gebracht wird. Solch eine Leistung ist nur möglich, unter Voraussetzung des richtigen Identifizierens.

Am geistvollsten war Günther Thieles Übersetzung der formenreichen Logik Hegels ins Transzendente, d. h. in die Kantische Aprioritätssprache. Dieser ausgezeichnete Denker hat ein halbes akademisches Lebensalter hindurch an der Königsberger Universität gewirkt. Er ließ vor dem geistigen Auge von Stufe zu Stufe die jeweils benötigten Erkenntnisformen ihren Arbeitseinsatz vollziehen. Er konnte sich zugleich auf eigene mathematische Forschungserlebnisse berufen. Er entdeckte in der intellektuellen Anschauung den Grundbegriff des Kritizismus.

Soviel ist klar, daß das seit Kants Lebzeiten gewaltig erweiterte Reich der mathematischen Forschungszweige zugleich die natürliche Gefolgschaft des Kritizismus verstärkt hat. Und welche Hilfsvölker rekrutieren sich da, aus der ständig wachsenden technischen Anwendungen dieser exaktwissenschaftlichen Leibgarde? Alle Wunder der Technik, die zutiefst aus der mathematischen Intelligenz entspringen, sind machtvolle Zeugen von der

Lebenswahrheit der Kantischen Aprioritätslehre. Sie bestätigen durchaus die Prophezeiung des Vernunftkritikers, daß jene »große und bewährte Erkenntnis eine unbegrenzte Ausbreitung auf die Zukunft verspricht.«

Zwei Voraussagen Kants haben sich freilich als irrig erwiesen: Es sollte keine wissenschaftliche Psychologie möglich sein, weil das Seelenleben weder eine mathematische noch eine experimentale Behandlung zulasse.

Fast ebenso schlechte Aussichten wurden der Chemie eröffnet. Sie könne nichts mehr als systematische Kunst oder Experimentallehre, niemals aber eigentliche Wissenschaft werden. Ihre Prinzipien seien bloß empirisch und widerstreben einer Darstellung a priori in der Anschauung. Eine Anwendung der Mathematik erscheine ausgeschlossen. Mithin, »lassen sich die Grundsätze chemischer Erscheinungen ihrer Möglichkeit nach nicht im mindesten begreiflich machen«.

Die glänzende Ausbildung einer Experimentalpsychologie, die in erheblichem Umfange mathematische Hilfsmittel ins Spiel setzt, über die elementaren Felder der Sinnesempfindungen und Gedächtnisleistungen rasch zu Gefühlen, Wollungen und Gedanken Forschungswege bahnt, sogar in die Tiefgründe des Unbewußten eindringt, Bewußtseinsverläufe sowie typische Gestalten und Charaktere studiert, hat das Gegenteil der Kantischen Prognose bewiesen. Die Angliederung tierpsychologischer, kinderpsychologischer, gruppenpsychologischer Untersuchungen fördert nicht nur das theoretische Verständnis des Ganzen, sondern erschließt zugleich gemeinnützige Anwendungsformen in den verschiedensten Lebenskreisen. Als bedeutsamste Art angewandter Psychologie, in der die mathematische Präzisierung des methodischen Apparats am feinsten gedieh, darf wohl die Psychotechnik gelten. Diese wird gewiß einmal eine ebenbürtige Schwester der stolzen, so machtvoll waltenden, industriellen Technik sein, die nach dem bisherigen Sprachgebrauch keine andere Art neben sich zu dulden scheint und schlechthin Technik heißt.

Der Zweifel an der Wissenschaftlichkeit der Chemie wurde gleichfalls durch die tatsächliche Entwicklung widerlegt. Gerade das ausgiebige Aufgebot subtilster mathematischer Methoden und kühnster Experimente hat die trennenden Mauern zwischen Physik und Chemie mehr oder weniger niedergerissen. Es entstand eine physikalische Chemie. Das äußerste Forschungsfeld, das man mit den Polarbezirken des Erdballs vergleichen könnte, sucht die moderne Atomphysik mit titanischen Zertrümmerungsakten zu ergründen. Daß ihr Atommodell sich nach astronomischem Muster gestaltet hat, ist ein Zeichen von wundersamer Stileinheit. Es paßt vollkommen zu Kants ausgesprochener Neigung, alle physikalischen Erscheinungen im größtmöglichen Naturrahmen zu betrachten, kosmische Physik im eigentlichen Sinne zu treiben.

Wenn in Grenzfällen die kausale Analyse mißlingt und zu einer Unbe-

stimmtheitsrelation führt, so bedeutet das nicht etwa die Ungültigkeit des Kausalitätsprinzips und damit eine Einschränkung der Aprioritätslehre. Es wiederholt sich nur die gleiche Schwierigkeit, die auf psychologischem Gebiet die genaue Beobachtung mehrerer gleichzeitiger Faktoren verhindert. Eine Spaltung der Aufmerksamkeit ist illusorisch. Jede besonderer Fixation schafft unvermeidlich eine neue Lage.

Endlich dürfte auch die Biologie in weitgreifendem Maße mit Experimentalmethoden unter Verwendung mathematischer Formeln, die das Kantische Muster einer vollwertigen Naturwissenschaft markieren, aufgerückt sein.

Die Bemühungen um eine Analyse der eigentlichen Lebensvorgänge bei Pflanzen und Tieren erschöpften sich ehemals in vereinzelt tastenden Vorstößen. Diese litten vor allem unter der Dürftigkeit chemischer und physikalischer Beihilfen. Auch bevorzugte man besonders verwickelte Abnormitäten, deren Beschreibung schon weithin Interesse erregte, die aber gerade am wenigsten erklärbar waren. Umso eifriger wurden dann Vermutungen gesponnen, die wieder zustimmende oder ablehnende Fortsetzungen in den Zeitschriften fanden. Hier hat die Neuzeit Wandel geschaffen durch exakte Versuchsanordnungen, die nicht nur über die bestehenden organischen Gebilde Aufschluß geben, sondern auch durch planmäßige Züchtung neue Arten schaffen. Die ständig wachsende Fülle solcher Neuschöpfungen, die nach den Vererbungsgesetzen genau regulierbar sind, müßte den Vernunftkritiker in Erstaunen gesetzt haben, wenn er dergleichen erlebt hätte. Er würde gewiß sein vorsichtiges Urteil über die Macht des intelligenten Willens in dem gewaltigen Reich der lebenden Substanzen revidiert haben. Er brauchte aber daraus keine Beeinträchtigung sondern nur eine Bestärkung seiner Aprioritätsweisheit zu entnehmen.

Nur in einem Punkt läßt sich die theoretische Kernlehre tödlich treffen, wenn man der modernen Biologisierung alle menschlichen Erkenntnisformen preisgibt. Stürzt das Dogma von der Konstanz der Erkenntnisformen, so müssen dieselben in die Entwicklungsphasen des organischen Lebens eingefügt werden. Dann nehmen sie Teil an allen Wandlungen und können nur eine befristete Geltung haben. Wirklich? Hier heißt es scharf aufpassen, damit wir nicht einen groben Denkfehler begehen, vor dem Kant so vorsorglich warnte. Der schied bei der Prüfung der Erkenntnisformen stets die Tatsachenfrage (*quaestio facti*) von der Rechtsfrage (*quaestio juris*). Der Tatsachenfrage ist Genüge geleistet, wenn uns die Herkunft einleuchtet. Die Rechtsfrage erfordert den Nachweis des Geltungsanspruchs. Bei der Tatsachenfrage wird erwogen, ob räumliche, zeitliche und kategoriale Bestimmungen als Akte tatsächlich vollziehbar sind. Hier könnte eine befristete Vollziehbarkeit ohne weiteres zugestanden werden. Von einer bestimmten Entwicklungsphase ab, kann ein bewußtseinsfähiger



Organismus sich räumlich und zeitlich orientieren, sowie ursächliche oder sonstige kategoriale Beziehungen in Urteilen ausdrücken. Der Tod bedeutet einen natürlichen Schlußpunkt. Es wäre aber eine vollkommene Absurdität im Ernste zu denken, daß parallel mit diesem begrenzten Erlebnisrahmen, nun auch der von dem erkennenden Subjekt gemeinte Urteilsinhalt an Geltungsschranken gebunden wäre, so daß vor der Geburt eine räumliche und zeitliche Ordnung und eine kategoriale Gesetzmäßigkeit ebenso wenig gelten sollten wie nach dem Tode. Darin zeigt sich doch selbst erlebnismäßig die Erhabenheit der vollwertigen Erkenntnisinhalte, daß das Licht ihres Geltungsanspruchs über die Grenzpunkte von Geburt und Tod hinausstrahlt, also von diesen sinnfälligen Schranken unbetroffen bleibt.

Bei der von Kant entdeckten aristokratischen Klasse der Erkenntnisse a priori, die einen Notwendigkeitscharakter haben, kommt eine Befristung des Geltungsanspruchs durch die erfahrungsmäßigen Zeitschranken um so weniger in Betracht, als diese Erkenntnisse überhaupt nicht aus der Erfahrung stammen, sondern dorthin nur die Rohstoffe für ihre intuitive und kategoriale Ausgestaltung empfangen.

Die verwickelte Konstruktionskunst, welche die biologisierenden Kantkritiker aufbieten, um die Entstehung von Auffassungsorganen für eine raumzeitliche und kategoriale Ordnung der Umwelt zu erklären, setzt allemal schon eine solche Ordnung versteckter Weise voraus. Sonst wäre ja jeder einzelne Konstruktionsakt, der aus einem dumpfen Brüten über einen noch ganz ungeordneten, chaotischen, eigentlich rein gefühlsartigen, unbeschreibbaren Urzustand emporstrebt, ganz und gar unmöglich.

Oder die Kantkritiker kleiden Ihre Konstruktion in fiktives Gewand. In solcher Gewandung läßt sich die Konstruktion sehr wohl für eine Gruppierung und Aufstufung der Erkenntnisfunktionen benutzen. Es ergibt sich eine lehrreiche Übersicht. Daß aber das Ganze, die Entstehung der vorausgesetzten verschiedenen Geltungsbereiche selbst begreiflich machen könnte, ist kaum zu erwarten. So dürfte denn die Kantische Aprioritätsmacht auch gegenüber dem härtesten Ansturm des Biologismus siegreich standhalten.

Größere Schwierigkeiten scheinen aus dem ethischen Systemglied zu erwachsen, das die Kritik der praktischen Vernunft darbietet. Wohl glaubt jeder über den Kategorischen Imperativ Bescheid zu wissen, und dieses Lehrstück erfreut sich noch heute der größten Volkstümlichkeit. Man hat auch nach Kantischer Anweisung häufig Gebrauch davon gemacht, um die Pflichtgemäßheit oder Pflichtwidrigkeit einer bestimmten Handlungsweise zu prüfen.

Aber es haftet dem ganzen eine gewisse Kälte an, die nicht recht zu der warmherzigen Art unserer bestgemeinten Handlungen paßt. Die Zurückdrängung aller Gefühle bis auf das einzige Gefühl der Achtung vor dem

Sittengesetz selbst mutet fast wie ein Gewaltakt gegen das Gemüt an. Hierin zeigt sich aber gerade die Zügelführung der reinen Vernunft, die auch als praktische Vernunft ihre Reinheit wahren möchte. Die Reinheit verbürgt einzig und allein einen wirksamen Schutz vor Schwankungen, welche die eigentliche Substanz des sittlichen Menschen, seinen Charakter bedrohen.

Dem modernen Geschmack gefällt vielleicht eine gewisse Anpassungsfähigkeit an veränderte Verhältnisse, die aus der tiefergreifenden Umwertung aller altbewährten Tugend entspringt. Solch wendige Art galt in alten Zeiten als Gesinnungslumperei. Dieser Zwiespalt der Wertschätzung läßt sich jedoch leicht aufklären. Er beruht auf einer Vermischung eines ästhetischen und eines ethischen Urteils. Die Anpassungsfähigkeit mit ihren wendigen und geschmeidigen Praktiken kann nicht nur auf der Schaubühne sondern auch auf dem Markt des täglichen Lebens Triumphe feiern. Der instinktive Anreiz zur Nachahmung, den der Beschauer oder Hörer empfängt, sollte eigentlich nur die ästhetische Einfühlung unter Tage anbahnen. Wenn eine wirkliche Nachahmung herauskommt, die ernst genommen sein will, so handelt es sich um eine Fehlreaktion.

Kant sorgte für die Ausschließung emotionaler Störenfriede. Er mißtraute nicht ganz mit Unrecht der Leitkraft stark auflodernder Affekte, die nicht nur rasch verglimmen, sondern auch Mattigkeit hinterlassen und uns so für vernünftige, sittliche Arbeit untauglich machen. Andererseits muß er wieder zugeben: »Es ist niemals ohne den Enthusiasmus etwas Großes in der Welt ausgerichtet worden.«

Den echten idealistischen Schwung, der keineswegs verwerflich ist, erwartet der Königsberger Philosoph von den Gefühlen, die durch Ideen ausgelöst werden. Aber diese Auslösung soll eben aus dem Innern des Begeisterten selbst erfolgen und nicht etwa von außen an ihn herangetragen werden. Wir werden solche Scheu vor sogenannter Stimmungsmache nicht mißdeuten. Sie entspringt bei Kant aus der Furcht, die Selbstherrlichkeit der begeisterten Person irgendwie anzutasten. Er hat offenbar nur vollkräftige Träger des Ethos im Auge, die als Glieder eines Reichs der Sitten figurieren. So erhält der individualistische Ansatz der kritizistischen Ethik eine sozialistische Ergänzung »Wir sind zwar gesetzgebende Glieder eines durch Freiheit möglichen durch die praktische Vernunft uns zur Achtung vorgestellten Reichs der Sitten; aber doch zugleich Untertanen, nicht das Oberhaupt derselben.« So lautet die kurze ethische Verfassungsurkunde in der Kritik der praktischen Vernunft. Zwei Grundhaltungen sollen harmonisch zusammenfließen, die gewöhnlich Gegensätze darstellen: Freiheit und Untertänigkeit.

Der Einwand, daß doch in diesem Reich der Sitten Ungleichheiten bestehen, die zu einem Mißbrauch der gleichen Rechte verführen können

und entsprechende Einschränkungen seitens einer obersten Instanz benötigen, würde hingegen nichts verschlagen. Der Vernunftkritiker kann erwidern, daß Nachahmungen empirischer Verhältnisse, die natürlich regulierbar sind, in der idealen Sphäre fortfallen. Wir befinden uns in einem Reich, das genau so unantastbar ist, wie die Aprioritätsmacht, die über allen Wissenschaften thront. Deswegen kommen auch etwaige Umwertungen, mit denen sich Moralisten und Immoralisten plagen, gar nicht in Frage. Die Kantische Vernunftmoral kennt keinen Systemwechsel.

Es ist verkehrt zu verlangen, daß Kant seine Ethisierung mehr an die besonderen Lebensbedürfnisse anpassen sollte, um einen starren Schematismus zu vermeiden. Der Anschluß an die verschiedenen Lagen ergibt sich ja schon aus den jeweils zur Prüfung gestellten Fällen. Wie einzelne pflichtmäßige Handlungen vollzogen werden, bleibt doch in erheblichem Umfange dem freien Ermessen der Täter überlassen. Jeder kann seine persönliche Note hineinlegen. Allerdings wäre hierbei Selbstbespiegelung oder Streberei zu vermeiden. Die grundsätzlichen Formeln, wie sie der kategorische Imperativ anregt, dürfen nicht in Stereotypie ausarten. Andererseits ist zu beachten, daß Kant eine kleinliche Ethisierung verwirft. Wer »sich alle seine Schritte und Tritte mit Pflichten als mit Fußangeln bestreut«, gilt ihm als »phantastisch-tugendhaft«.

In der Behandlung der religiösen Probleme beobachtet Kant den gleichen Organisationsstil wie bisher. Er grenzt eine Vernunftreligion ab, die über alle Unstimmigkeiten in den historischen Kirchen, die dem Wandel unterliegen, hinausragt. Darum kann er für sämtliche Glaubensartikel dieser Vernunftreligion eine Unveränderlichkeit statuieren. Diese Glaubensartikel entspringen aus ernstester sittlicher Selbstbesinnung als Postulate der praktischen Vernunft. Sie sind ebenso rein von spitzfindigen dogmatischen Anmaßungen, wie von unklaren mystischen Schwärmereien. Darin besteht eine wahrhaft kopernikanische Tat Kants, daß er das Verhältnis von Moral und Religion umkehrt.

Endlich zeigt sich auch im ästhetischen Problemfelde, das Kant mit einem dürftigen Aufgebot von Kunsterlebnissen zu durchdenken unternahm, daß die als formalistisch gescholtene Auszeichnung der mathematischen Züge am Schönen und Erhabenen gerade eine erhebliche Konstanz der ästhetischen Werte gewährleistet. Die mathematischen Züge eignen sich am besten zur Anregung eines freien Spiels der Erkenntniskräfte, in dem nach Kant der Kunstgenuß zutiefst bestehen soll. Im übrigen denkt Kant durchaus nicht daran, das künstlerische Schaffen durch irgendwelche philosophische Vorschriften einzuschränken. Er betont vielmehr die freie Schöpferkraft des Genies, das sich an keine Regeln zu kehren braucht, sondern selbst Muster aufstellt.

So durchzieht alle Gebiete des philosophischen Denkens der gleiche Geist apriorischer Souveränität, die den prägnantesten Ausdruck gefunden hat in der Formulierung des eigentlichen Philosophenideals also eines Gesetzgebers der Vernunft. Alle diese hohen Weisheiten, zu denen sich der Königsberger Denker aufschwingt, beanspruchen aber nicht irgendwelche spekulativen Bauten zu unternehmen. Sie dienen vielmehr als lenkende und formende Kräfte der Erfahrungswelt. Zwei Ideen treten mit besonderer Stärke und Klarheit hervor, die durchaus dem deutschen Kulturwillen entsprechen, Arbeit und Kampf.

## Vorbemerkungen zu den kurzen Niederschriften

Die nachstehenden kurzen Niederschriften entstammen den *Losen Blättern aus Kants Nachlass*, die der verdienstvolle Kantforscher Rudolf Reicke in der *Altpreussischen Monatsschrift* Bd. 24 ff. sowie in drei Sonderheften, Königsberg 1889, 95, 98 mitgeteilt und nach Möglichkeit datiert und geordnet hat.

Für die Datierung boten manchmal die vorherigen Beschriftungen der Blätter gute Anhaltspunkte. Kant pflegte nämlich leere Seiten der eingelaufenen Briefe mit Vorliebe zu Aufzeichnungen zu benutzen. Oft sind die Blätter streifenweise aus Briefen herausgeschnitten. Es kommen sogar mehrere aufeinander folgende Zusätze bei den Niederschriften vor, die ganz verschiedenen Zwecken dienen. Kant besaß eine große Kunst darin, jede freie Stelle auf einem Blatt auszunutzen. Im allgemeinen sollten die Blätter entweder Entwürfe oder Vorarbeiten zu Briefen, Aufsätzen, Büchern aufbewahren oder sie wurden als erläuternde Einlagen in die Handbücher genommen, nach denen der Professor seine Vorlesungen hielt. Auch geschäftliche Notizen sind eingemengt, wie z. B. Hörerlisten mit Zahlungsvermerken. Der damalige Hochschullehrer besorgte die Abrechnung über sein Kollegehonorar selbst. Kant war in diesem Punkt sogar sehr genau. Er mahnte säumige Zahler. Am seltsamsten nimmt sich unter den »losen Blättern« eine alte Perückenrechnung aus, die der Philosoph nachweislich 15 Jahre lang aufgehoben hat, um dann die freien Flächen mit allerhand hohen Gedanken zu besiedeln. Die quittierte Perückenrechnung hat folgenden Wortlaut:

»Hochedlen Gebohrenen und Hochzuehrenden Herren Profeser Kant  
Habe die Ehre ein Halb Jahr Derro Parucke zu akmodiren von  
1 December 1769 biß d. 1 Juni 1770: davohr 6 fl.  
richtig erhalten Voueber ich Gehorsamst quetire  
M. L. Riebendahlin.«

Dasselbe Perückenrechnungsblatt enthält auch eine handschriftlich Bemerkung, aus der hervorgeht, daß Kant sich damals an der Braunschweiger Waisenhaus-Lotterie beteiligt hat. Es war, wie Rudolf Reicke erwähnt, dieselbe Lotterie, bei der auch Lessing öfter einen Gewinn erhoffte. Diese Bemerkung Kants ist nur lakonisch:

»Zur Braunschweigschen 33sten Waysenhauslotterie Sechste Classe für ein viertel Loos

No. 23488, Mit der devise den Schaden zu ersetzen  
 15847,  
 15847,  
 15847.«

Diese Bemerkung Kants wußte der ausgezeichnete Forscher sehr geschickt mit Hilfe des Braunschweiger Stadtarchivars Prof. Dr. Ludwig Hänselmann zur Feststellung des Ziehungstermins zu benutzen. Das 100. Stück des *Braunschweiger Anz.* vom 8. 7. 1787 erbrachte unter dem Titel »Lotteriesachen« die urkundliche Beglaubigung für den Ziehungstag.

»Sonabend, den 29. Dec. werden die Gewinnlose zur 6ten Klasse der hiesigen 33sten Waisenhauslotterie, auf dem gewöhnlichen Lotteriesaal im Neuenhofe gewickelt, gemischt und in die Maschine gethan, und darauf die Ziehung der vorbenannten Klasse den 31sten desselb. vorgenommen. Denenjenigen, die Belieben tragen dieser öffentlichen Handlung mit beizuwohnen, wird, in so weit es der Raum leidet, der Zutritt verstattet. Braunschweig, den 20ten December 1787.«

Das Perückenrechnungsblatt enthält 8 Aufsätze zur Erörterung des »Ehrenpunkts«, der auch auf anderen Blättern berührt wird. Eine Probe davon ist in die nachstehende Sammlung aufgenommen. Der Philosoph plante damals eine besondere Abhandlung »über den Ehrenpunkt«. Das ist aus einem kurzen Brief Johann Erich Biesters zu entnehmen, der sich auch sonst der Mitarbeit des Königsberger Denkers an seiner *Berliner Monatsschrift* erfreuen durfte.

»Sie waren so gütig, vortrefflicher Mann, mir vor einiger Zeit einen Aufsatz über die Moral zu versprechen. Auch denke ich, war einst von einer Abhandlung über den Ehrenpunkt die Rede. Allein, ich wage, im geringsten nicht Sie zu mahnen. Fahren sie nur fort, mir und der Monatsschrift gewogen zu bleiben. Ich will gern in Geduld warten. Biester. Berlin, den 18. Dezember 1792«.

Die kurzen Niederschriften geben sich durchweg trotz peinlicher Genauigkeit so faßlich und klar, daß sie kaum einer besonderen Erläuterung bedürftig erscheinen. Ein breiterer Raum ist von ethischen, rechtsphilosophischen und politischen Gedanken ausgefüllt. Aber auch manche erkenntnistheoretische Grundeinsicht kommt zur Geltung. Die Anfügung einiger umfänglicher Entwürfe kann zeigen, wie in der Gedankenwerkstatt des Meister Modelle zu großen Werken entstehen. Ihr Verständnis wird durch die kurzen Niederschriften wesentlich erleichtert. Aber auch als Vorbereitung für die Vorlesungen Kants dürfte unsere Blütenlese aus den »Losen Blättern« nützlich sein. Hier kann man sozusagen unter der Leitung des Meisters selbst die wichtigsten Vokabeln seiner philosophischen Sprache lernen.

## Kurze Niederschriften

Das erste, was der Mensch tun muß, ist, daß er die Freiheit unter Gesetze der Einheit bringt, denn ohne dieses ist sein Tun und Lassen lauter Verirrung. I 14

Der Mensch sollte das Gute aus dem Bösen herauslocken. Dieses äußert sich am klarsten bei Staaten. I 233

Der Wille geht aufs Gesetz, was nicht in meiner Gewalt ist – die Willkür auf Handlungen, die in meiner Gewalt sind. – In Ansehung der Gesetze bin ich nicht frei, wohl aber in Ansehung dernehmung meiner Maximen. I 239

Es ist etwas, in Ansehung dessen sich der bei weitem größte Teil der Menschen auf andere verlassen muß, nämlich das Historische der Religion. Es ist aber auch etwas, was sie gar nicht ändern überlassen, sondern selbst ausmachen müssen, nämlich was ihr Gewissen ihnen erlaubt, hierbei anzunehmen. Im ersten ist es unmöglich zur völligen Gewißheit zu gelangen, im zweiten ist es schlechthin notwendig. I 256

Wenn die Theologie vor der Moral vorhergehen soll, so ist der Polytheismus gefährlich. Ist es aber umgekehrt, so kann es ein unschädlicher Aberglaube sein. II 8

Von einem Boden kann ich nicht schlechthin sagen: er ist mein, sondern nur ich habe ein Vorrecht, ihn ausschließlich zu besitzen. Denn ich kann ihn nicht vernichten, zerstören oder wegbringen, also über seine Substanz nicht disponieren. Bloß sein Gebrauch kann mir ausschließlich vor Andern zukommen. Das Seine des Bodens das ist nur mein Boden, der mir nach der ursprünglichen *lex agraria naturalis* zukommt, also als Anteil am öffentlichen Boden durch Verteilung nach Gesetzen der Freiheit. II 20

Ebenso wenig, wie es möglich ist, aus dem Begriff eines Wesens seine Notwendigkeit zu schließen, ist es unmöglich, aus seiner Notwendigkeit den Begriff, den man sich von ihm zu machen habe, zu schließen, denn Modalität und Inhalt eines Dinges haben nichts miteinander gemein. II 35

Dem Katholizismus ist der Protestantismus entgegengesetzt. Das Papsttum, das Luthertum, der Calvinismus und wie sie Namen haben mögen, können katholisch oder protestantisch denken und unerachtet des Unterschiedes ihrer Kirchen für geoffenbarte Glaubenslehren entweder einen knechtischen oder freien Glauben bekennen. Der letztere besteht darin, daß jene Lehren zwar heilsam, aber nicht seligmachend, d. i. zwar kultivieren, aber nicht moralisieren können. II 35 f.

Wenn ich mich erkennte wie ich bin, nicht wie ich mir erscheine, so würde meine Veränderung einen Widerspruch in mir machen. Ich würde niemals derselbe Mensch sein. Die Identität des Ichs wäre aufgehoben. II 37

Aufrichtigkeit ist formale Pflicht gegen sich selbst. In Ansehung anderer ist sie Redlichkeit. Sie ist nicht Tugend, sondern subjektive Bedingung aller Tugenden, auch in Selbstversprechungen. II 84

Pflicht gegen sich selbst: vom Schicksal oder Zufall das ist von dem was nicht in unserer Gewalt ist, seine Zufriedenheit nicht abhängen zu lassen – weder affektvoll zu hoffen noch zu fürchten. *Spes et fortuna valet.* II 84

Tugendpflichten gegen sich selbst sind Ehrliche, Genügsamkeit und Demut oder Mäßigung des Eigendünkels. Gegen Gott und organische Weltwesen haben wir keine direkten Pflichten, sondern es sind alles direkte Pflichten gegen uns selbst. II 85

Wenn Religion als Inbegriff der Pflichten gegen Gott gelehrt wird, so ist damit der Nachteil verbunden, daß ein Kultus eingeführt und so die Vernunftreligion, welche bloß Pflicht des Menschen gegen sich selbst ist, in Satzungen verwandelt wird, die sich auf historische Beweisgründe stützen, wodurch denn, weil dieser Satzungen unendlich viel sind und sich immer vermehren oder verändern lassen, die Religion die Ursache der Trennung der Menschen untereinander, der Anfeindungen und selbst unaufhörlicher Kriege abgibt, das eigentliche Moralische aber betreffend, so ist es in statutarischen Religionen immer mit dem Verdacht und der Gefahr der Einschmeichelung und des Mangels an Aufrichtigkeit verbunden, welche durch das erste zur Religion erforderlich ist. II 85

Ich kann in Beziehung auf eine meiner Vernunft notwendige Idee von einem Wesen eine Pflicht haben, ohne eine Pflicht gegen (erga) dieses Wesen zu haben, denn alsdann wäre es kein Gedankending. II 85

Es gibt keine Pflichten gegen idealische Wesen, die man nur auf den Fall, daß solche existierten, oder seines künftigen Lebens, ausüben sollte. Auch keine Pflicht solche Wesen zu glauben. II 86

Von dem Inbegriff und dem Ziel aller Tugend. Es liegt in dem Orakelspruch: *Erkenne dich selbst* – nicht sowohl empirisch nach der Anthropologie, sondern rational nach deinen Vernunftvermögen sich aller Anlagen in deiner Natur zum wahren Endzweck deines Daseins dich zu bedienen. II 86

Die erste Wirkung der Selbsterkenntnis ist die wahre Demut aus der Vergleichung seiner selbst mit dem Gesetze – die zweite ist das Bewußtsein der Erhabenheit seiner Naturanlage und der durch nichts niederzuhaltenden Stärke gegen die Natur und deren Kräfte auszuhalten. *Sustine, abstine, perfer et obdura.* II 86 f.



Wissenschaft. Maxime derselben: Wie die Elefanten nicht eher einen Fuß aufzuheben (um weiterzuschreiten), bis sie fühlen, daß die übrigen drei feststehen. (Prinzip der Kritik) II 87

Die Versöhnlichkeit gegen eine Beleidiger und überhaupt alle Pflichten gegen andere Menschen sind indirekt Pflichten gegen sich selbst. Seine Seele nicht mit dem Haß gegen einen Feind verderben, ist Pflicht gegen sich selbst. Ebenso sich durch Wohltätigkeit zum Quell der Glückseligkeit anderer machen. – Dazu gehört ein großer Zwang, den man über sein an sich rachbegieriges Gemüt hat, und die auf solche Art gewirkte Lust ist nicht die Triebfeder zur Handlung, sondern der Grundsatz so zu handeln ist der Grund der Lust. II 87 f.

Ein vernünftiger Mann, der etwas unternimmt muß erstens wissen, was er will, zweitens worauf es ankommt, drittens wozu es nützt (der Erfolg). Verstand – Urteilskraft – Vernunft (das Letztere geht darauf, seinen Zweck mit dem Endzweck einstimmig zu machen). II 90

Die kritische Philosophie, wenn man einmal nur kurz die Schule derselben gemacht hat, dient dazu, in alle seine Geschäfte Ordnung, Zusammenhang und Methode zu bringen. II 90

Die Weise der Wohlgewogenheit ist die Höflichkeit. Ein Schein, der nicht bloß schuldlos gefällt, sondern auch wirklich zu guten Gesinnungen führt. Nur nicht der Schein der Frömmigkeit, denn der ist Betrug, weil da das Innere wesentlich ist. II 91

Wir können Gott nur durch tugendhafte Handlungen dienen. Denn daß dieses zugleich die Verehrung Gottes in sich enthalte, versteht sich von selbst, weil wir gewiß Gott verehren, wenn wir seine Gebote halten. Ihm aber diese Verehrung besonders durch Gebete, Glauben etc. ankündigen, ist nichts anderes als Gunstbewerbung, wodurch wir unsere Achtung schlecht beweisen. II 92

Monarchie und reine Republik sind die einzigen haltbaren Verfassungen. Die andern (Aristokratie und Demokratie) sind nur provisorische Einrichtungen. II 94

Es ist unmöglich, daß im Staate alle gleich seien. Ämter machen schon den Unterschied des Obern und Untern. Daß sie in der Ungleichheit geboren werden, so daß sie sich nicht zur Gleichheit mit jedem Anderen emporarbeiten können, ist wider die natürliche Freiheit. II 111

Die beste Regierungsform ist nicht die, worin es am bequemsten ist zu leben (Eudaemonie), sondern, worin dem Bürger sein Recht am meisten gesichert ist. II 110

Wenn ein Fehler in der Staatsverwaltung ist, so muß er sobald, als er erkannt wird, auch abgestellt werden. Ist er aber in der Verfassung, so ist das nicht sogleich zu bejahen. Denn es könnte sein, daß dieser mit andern so verflochten wäre, daß alles zu Grunde ginge. II 103

Ob Vernunft und Geschichte eine Religion begründen können? Nein! aber wohl eine Kirche, worin Religion und Kultur einander unterstützen. II 104

Wenn man jeden Satz so untersucht, als ob das Zentrum des Systems noch nicht ausgefunden wäre, so kann man oft Fehler in diesem entdecken, welche eine neue Prüfung des Systems und oft den Umsturz desselben nötig machen. II 106 f.

Bei dem, was man denkt, ist man natürlicherweise aufrichtig. Aber bei dem, was man sagt und sollte es auch im Innersten unserer Seele vor Gott sein, kann Falschheit einlaufen, sich so auszudrücken, wie man wünscht, daß man billig denken sollte. II 107

Der, so nicht schulmäßig, sondern geniemäßig philosophiert, wirtschaftet aus dem Vollen, welches dann einen nahen Bankrott weissagen läßt (*noris, quam sit tibi curta supellex*). Die kritische Philosophie ist diejenige Vernunftwirtschaft, welche zuerst ihren Vermögenszustand untersucht, um zu wissen, wie weit sie in Ausgaben gehen kann, und sieht aus wie ein Pinsel gegen den geistreichen Kopf, der wie ein gewisser Minister von seiner Staatsverwaltung rühmt: je mehr er Schulden macht, desto reicher wird er. II 109

Der Mensch ist *sui ipsius imperans* (vom Phänomen des Noumenon) und des zugleich *subditus*. Aber obgleich *sui juris* in beidem Betracht, dennoch nicht *dominus* (Eigentümer) von sich selbst. – Ob Gott selbst als Eigentümer betrachtet werden könne? Ich zweifle, ob man dieses sagen könne. Denn von einem freien Wesen kann man nicht begreifen, daß es von einem andern geschaffen sei, wohl zwar sein Körper, aber nicht sein geistiges Wesen. Eben darum kann man sagen, er könne auch kein unbedingtes Recht über diesen haben. II 110

Es ist nicht genug gesetzmäßig zu handeln (*legalitas actionis*), sondern diese Gesetzmäßigkeit muß über dem auch der Zweck der Handlung, mithin für sich allein die Triebfeder derselben sein (*moralitas*). Diese Qualität der Gesinnung (der Grund der *Maxime*) ist die Tugend (*ethica rectitudo*). Hier wird der Wille über die Gesetze der Willkür, welche bloß ihre Freiheit betreffen, erweitert und die Nötigung des Subjekts durch das Gesetz im Allgemeinen über die Neigung als das Glückseligkeitsprinzip erhoben, welches Aufopferung und Widerstand kostet, dazu die Stärke des Vorsatzes, die Tugend heißt. II 111

Der große Herr kann nicht aus eigener Machtvollkommenheit (*plenitudine potestatis*) Verbrechen vergeben, außer gegen ihn selbst begangene. II 111

Wozu ich verpflichtet bin, dazu habe ich auch ein Recht (*ab esse ad posse morale*). II 111

Ob es ein Fehler in der Staatswissenschaft sei, daß darin mehr von den

Rechten des Volkes als den Pflichten desselben geredet wird? Nein! Denn das Volk ist als solches dem Zwange der Gesetze unterworfen. Nur muß der, welcher sich anmaßt einen Zwang ausüben zu dürfen, sein Recht beweisen. Denn der Mensch (der gezwungen werden soll) ist von Natur frei. Die aufs Recht bezogene Pflicht kann also nicht vorhergehen, sondern muß aus dem Recht des Volkes selbst, sofern dieses Volk selbst sich nicht widersprechen soll, d. i. aus der Einschränkung, die es sich selbst auferlegt, gefolgert werden. II 112

Warum hat die Tugendlehre einen niedrigeren Rang in dem Vermögen zu verbinden, als die Rechtslehre und doch der Mensch, der sich der Tugend befleißigt eine größere Wertschätzung, als der sich bloß am Rechte hält? Weil der Zweck ein innerer im Willen gelegener Bestimmungsgrund ist und nicht bloß die Freiheit der Willkür, sondern auch das Objekt derselben, folglich nicht bloß die Form, sondern auch den innren Gehalt des Gesetzes zur Materie macht. II 112

Die Lüge (deren Anfänger Teufel genannt wird, aber auch der erste Neider) ist ein formales Böse, welches in keinem Verhältnisse gut sein kann. Dazu kann keine Anlage in der menschlichen Natur und keine Triebfeder anerschaffen sein. Wir haben auch eine ursprüngliche Verachtung gegen sie. Der ganze Wert des Menschen wird durch sie vernichtet, z. B. in gelehrten Sachen. II 116

Der Eid in der Tugendlehre ist Blasphemie. II 144

Sprechen ist das Vermögen, seine Gedanken mitzuteilen zugleich mit dem Willen, daß die Mitteilung dem, was man denkt, völlig gemäß sei. Also zugleich Versprechen dieser Einstimmung. Aufrichtigkeit ist die Bedingung, ohne die das Sprechen eine Brauchbarkeit ohne allen möglichen Gebrauch enthalten würde. II 176

Dasjenige Brauchbare, das nicht anders gebraucht werden kann, als durch Mitteilung, ist ein Mittel an sich, welches also unmittelbar auch als Zweck angesehen werden muß. II 177

Der Besitz des Versprochenen (als praestation oder des Vermögens des andern zu praestieren) ist im gemeinsamen Willen etwas als Versprechen anzunehmen enthalten. II 177

Moralische Maximen bedürfen der Publizität, wenn ihr moralischer Zweck nur dadurch möglich ist, daß alle andern ebenso moralisch gesinnt seien, welches nicht bewirkt werden kann, wenn man seine Grundsätze nicht allgemein mitteilt, d. i. sie öffentlich macht. Der Zweck, welcher nur durch die freie Mitwirkung aller anderen Konkurrierenden bewirkt werden kann, ist z. B. der Beistand in der Not. II 210

Das Gute aus Freiheit ist viel edler, als das aus Natur. Natur ist die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen, sofern sie abhängig bestimmt sind. Freiheit, sofern sie selbsttätig bestimmt. II 221

Moralität ist die Bedingung, unter welcher Freiheit allein ein Gut sein kann. Denn die Natur ist ein äußerlich aufgelegt Gesetz. Da wir davon frei sind, müssen wir uns selbst Gesetze machen. II 221

Moralität ist die Gesetzmäßigkeit der freien Bestimmung seiner selbst. II 221

Äußere Pflichten sind die der Leistungen (ihrer Wirkung nach), innere sind die der Gesinnungen. II 221

Die menschliche Moralität ist Verbindlichkeit das ist Einschränkung der Freiheit. II 221

Handlungen, die unter einer Verbindlichkeit stehen, sind Pflichten. II 221

Innere Pflichten sind erfüllt, wenn man die ernstliche Gesinnung hegt, obgleich unvernünftig, sie zu vollführen. II 222

Zufällige Gesetze sind die als Mittel zu beliebigen Zwecken necessitieren. Notwendige, welche die Bedingung des Gebrauchs der Freiheit überhaupt (Einstimmung mit sich selbst) enthalten. Diese als moralische Gesetze bestimmen das einzige absolute Gute oder Böse in der Welt. Alles andere ist es nur bedingter Weise. II 222

Alles was kriecht, ist zugleich falsch. Denn jeder Mensch ist sich des unverlierbaren Rechts der Gleichheit bewußt. II 178

Erkenne dich selbst moralisch. Erforsche dich selbst, was Du für ein Mensch nach deiner moralischen Qualität bist. Lege die Maske in der Theatervorstellung deines Charakters ab und siehe, ob Du nicht vielleicht Ursache habest, dich zu hassen, ja wohl gar zu verachten. Es gehört zur Pflicht des Menschen gegen sich selbst, sich selbst auch Wort zu halten. Ist das geschehen, ohne ein Tagebuch darüber zu führen, muß jeder Abend einen Abschluß Deiner Rechnung enthalten. II 148

Kenne dich selbst. Man lernt dieses nur schlecht durch bloße Erfahrung, wenn man nicht den Grund der Seele durchforscht. II 150

Amor magis descendit, quam ascendit (Liebe steigt mehr herunter als herauf). Die Vorfahren können ihren Nachkommen nützlicher sein, als diese umgekehrt. Die Vorfahren sind Wohltäter. II 145

Nicht Höflichkeit (urbanitas) und Grobheit (rusticitas) mit der höfischen und plebejen Denkungsart verwechseln. Gib kein Skandal, sei nicht Sonderling, auch nicht in allen Sätteln. Zur Menschenliebe gehört auch keinen Feind zu statuieren. II 146

Empfindelheit ist das vermeintliche Gefühl fürs Intellektuelle, sofern es ohne Grundsätze tätig sein soll. II 244

Tugend ist das Vermögen der Beherrschung seiner Neigungen als Hindernisse der praktischen Vernunft, also der Herrschaft über sich selbst. Insofern kann in der Tugend kein Unterschied, als nur der Grade sein. Der Unterschied der Neigungen als Hindernisse macht also eigentlich den materialen Unterschied der Tugenden aus und insofern gibts viele. II 96 f.

Man kann sich nur aus seinen moralischen Begriffen und Grundsätzen einen Gott machen, dessen Wille diese sind. Keinem andern Leitfaden soll man folgen, wenn es aufs Heil der Seelen ankommt. II 182

Humanität ist wechselseitiges Wohlwollen mit gegenseitiger Achtung verbunden. Sie ist nicht der Rustizität, dem Bäurischen (denn der Bauer kann auch human sein), sondern der Indiskretion entgegengesetzt. II 92

Sein eigenes Glück vom Glück des Ganzen abzuleiten – die schönste Politik. II 210

Ob Gott, ob ein künftiges Leben sei, davon wußten die Philosophen nichts zu sagen, daß aber Freiheit des Willens sei, wußten sie gewiß, wenn es aufs Praktische ankam, denn das Gegenteil nur als möglich anzusehen, ist die größte Verworfenheit. II 143

Die Maxime der Befolgung seiner Pflicht aus reiner moralischer Gesinnung ist Rechtschaffenheit (*integritas mentis*). Die Rechtschaffenheit aus dem bloßen Bewußtsein der Würde der menschlichen Natur ist der edle Stolz. II 166

Wenn wir ein Gesetz *a priori* erkennen, so schreiben wir dieses Gesetz dem Objekte vor, der Natur, wenn es ein Naturgesetz, der Freiheit, wenn es ein moralisches Gesetz ist, aber nicht willkürlich, sondern als notwendig. I 210

*Wider den Idealismus.* – Wenn es keine äußeren Gegenstände unserer Sinne gäbe, mithin gar keinen Sinn, sondern nur Einbildungskraft, so würde es doch wenigstens möglich werden, sich dieser ihrer Handlung als einer Spontaneität bewußt zu werden. Alsdann würde aber diese Vorstellung nur zum inneren Sinn gehören und nichts Beharrliches enthalten, was der Bestimmung unseres Daseins im empirischen Bewußtsein zum Grunde liegen könnte. Das Gemüt muß also sich einer Vorstellung des äußeren Sinnes als eines solchen unmittelbar bewußt sein, das ist nicht durch einen Schluß aus der Vorstellung als Wirkung auf etwas Äußeres als Ursache, welcher, weil er nur als Hypothese gültig ist, keine Sicherheit enthält. I 200 f.

Kürzere Widerlegung des Idealismus – Man kann wohl die Zeit in sich, sich selbst aber nicht in der Zeit setzen und darin bestimmen, und darin besteht auch das empirische Selbstbewußtsein. Um sein Dasein also in der Zeit zu bestimmen, muß man sich mit etwas anderm in äußerem Verhältnis anschauen, welches eben darum als beharrlich betrachtet werden muß. I 201

*Unstatthafte Frage.* – Nach der Ursache freier Handlungen, warum sie und nicht ihr Gegenteil geschehen, kann gar nicht gefragt werden, denn das wäre eine physische Erklärung nach Freiheitsgesetzen, welche ein Widerspruch in sich selbst ist. – Nur der Grund, den das Subjekt seinen Hand-

lungen selbst unterlegt (der subjektive) der Regel, die er sich selbst setzt, enthält Moralität oder Immoralität. – Nun kann eine dem praktischen Gesetz widerstrebende Maxime nicht als ein Leiden, sondern muß als ein Tun angesehen werden, nicht daß die Sinnlichkeit den Grund davon enthält, sondern der Verstand und die Willkür einer Regel gemäß oder zuwider zu handeln. Hiervon kann keine Anlage als Ursache genannt werden und ist keine Erklärung möglich, aber wohl daß die Maxime, das Prinzip gut oder auch böse sein kann. Dieses ist der Kampf des Guten mit dem Bösen. I 222 f.

*Unerklärbarkeit des Kampfes.* – Die Naturtriebe der Sinnlichkeit sind nicht das Hindernis der moralischen Anlage, sondern die Phänomene von den ersteren mit denen der letzteren, nämlich die in die Sinne fallenden Handlungen, wovon die Gründe über die Erscheinungen hinaus liegen. Es ist ein Kampf zwischen einem guten und bösen Prinzip, wovon wir uns den Grund nicht erklären können. I 222

*Zur Anthropologie.* (Spielgedanken) – Der Mensch für sich allein spielt nicht. Er würde weder die Billardkugel künstlich zu treiben suchen noch Kegel umwerfen, noch Bilboquet noch solitaire spielen. Alles dieses wenn er für sich tut, tut er nur, um seine Geschicklichkeit hernach ändern zu zeigen. Er ist für sich ernsthaft. Ebenso würde er auf das Schöne nicht die geringste Mühe verwenden, es müßte denn sein, daß er erwartete, dereinst von andern gesehen und bewundert zu werden. Dieses gehört auch zum Spiel. Mit Katzen und Ziegen wie Selkirk würde er vielleicht spielen, aber die vergleicht er nach einer Analogie mit Personen, herrscht über sie, gewinnt ihr Zutrauen, ihre Neigung und Respekt. Spiel ohne menschliche Zuschauer würde für Wahnsinn gehalten werden. also ist alles dieses eine wesentliche Beziehung auf Geselligkeit und was wir selbst unmittelbar daran empfinden, ist ganz unbedeutend. Die Mitteilung und was daraus auf uns selbst reflektiert wird, ist das Einzige, was uns anzieht. I 258

*Ehrenpunkt.* – Der Ehrenruf ist die öffentliche Meinung von dem Werte oder Unwerte einer Person. Der Fall, in welchem das allgemeine Urteil eine Achtung für den Ehrenruf fordert, dadurch dieser ihm mehr wert sein soll, als das Leben, ist der Ehrenpunkt. Der Ehrenpunkt setzt also voraus, daß das Publikum für seine Meinung eine Achtung fordere, die man für das höchste Gesetz nicht stärker fordern kann. Welcher Fall kann es denn sein, da diese Forderung auch nur den Schein von Vernunft und Billigkeit bei sich führt? Es ist derjenige, wo der ganze Wert eines Standes oder Geschlechts bloß auf der Achtung beruht, welche eine jede Person desselben für die Meinung des Publici von ihm hegt. Der Wert des befehlenden

Kriegsmannes (Officier) beruht auf seinen Grundsätzen der Ehre so wie der des Frauenzimmers. Sowie bei jenem Mut, so bei diesem Keuschheit ist das, wovon sie die Meinung bei Publico erhalten müssen, denn darauf beruht ihr ganzer Wert. Die Übertretung dieser Achtung vor der Meinung des Publici bringt den Stand und das Geschlecht um den Wert. Zum Anstoß aber einem ganzen Stande zu dienen, ist eine Erniedrigung, die dem Leben den Wert nimmt. II 242 f.

*Von der Glückseligkeit.* – Man kann nicht glücklich sein, ohne nach seinem Begriffe von Glückseligkeit; man kann nicht elend sein, ohne nach dem Begriffe, den man sich vom Elende macht, d. i. Glückseligkeit und Elend sind nicht empfundene, sondern auf bloßer Reflexion beruhende Zustände. Vergnügen und Schmerz werden empfunden, ohne daß man den mindesten Begriff sich von ihnen machen könnte. Denn sie sind unmittelbare Einflüsse auf das Bewußtsein des Lebens. Aber nur dadurch, daß ich die Summe meiner Vergnügen und Schmerzen in einem Ganzen zusammenfasse und das Leben nach der Schätzung derselben für wünschenswert oder unerwünscht halte, dadurch daß ich mich über diese Vergnügen selbst freue oder über den Schmerz betrübe, halte ich mich für glücklich oder unglücklich und bin es auch.

Glückseligkeit oder Elend haben nur ihre Bedeutung in Ansehung des Individuums, was den Zustand jenem Begriffe gemäß findet, der sich beständig verändern läßt. Der Grönländer sieht des Morgens von seinem felsigen dürrn Ufer melancholisch in die wilde See, worin er vielleicht denselben Tag sein Grab zu finden besorgen muß. Seine eigene Not macht ihn hart gegen seine Mitgenossen und er sieht hilflose Witwen neben sich verhungern, weil ihn seine eigene Erhaltung genug beschäftigt. Gleichwohl, wenn er nach Kopenhagen gebracht wird, so ist alle Gemächlichkeit, die man ihm dort verschafft, nicht hinlänglich, um ihm die Sehnsucht nach seinem Vaterlande zu benehmen. Das macht, er kann sich von seinem alten Zustande einen Begriff machen, wie er den Übeln, die ihn bedrohen, Mittel entgegensetzen solle, und er ist ihrer auch gewohnt. Dagegen kann er sich von seinem neuen Zustande noch keinen Begriff machen und die Übel der Einschränkung seiner wilden Freiheit sind ihm ungewohnt. Oft urteilen wir andere glücklich, wenn sie nur wollten verlangen uns aber nicht gänzlich an ihrer Stelle zu befinden, und bei einem Tausch ohne Auswahl nehmen wir doch unser eigen Los zurück. So findet sich niemand glücklich außer nach Bedingungen, die bloß in seiner Einbildung sind und davon er sich selbst kein Beispiel geben kann. So elend auch sein Leben selbst in den eigenen Augen des Duldenden sein mag, so zieht er es doch dem Sterben vor. Selbst die lebhafteste Hoffnung einer künftigen Glückseligkeit, die der Rechtsschaffenste sich vorzubilden bemüht ist, hindert nicht, daß er sich nicht

durch alle Mittel der Arzneikunst dieses Schicksals zu erwehren suche, und doch ist der Tod das Ende aller Übel. I 260 f.

*Gesunder Menschenverstand, Theologie, Rechtskunde, Arzneikunde und Philosophie.* – Der gesunde Menschenverstand wird als Menschenverstand gemeiner Verstand erstlich für denjenigen genommen, den man bei allen Menschen vermuten kann, zweitens als gesunder Verstand, sofern er nicht verdorben ist. Man unterscheidet ihn von Gelehrsamkeit in Ansehung der Quellen und vom spekulativen Verstande in Ansehung des Grades. Was den letzten Punkt betrifft, so ist er das Vermögen der Regeln in concreto und unterscheidet sich dadurch von dem spekulativen Verstande.

Alle drei oberen Fakultäten laborieren teils an Gelehrsamkeit, teils an Spekulation und in ihnen insgesamt ist die Wissenschaft provisorisch gut, hat aber doch zum Zwecke, endlich vermittelt der Philosophie sie zum gesunden Menschenverstande herabzubringen, der in der Tat hierin auch allein der beste Richter ist und der Probestein der Richtigkeit der Sätze, wie denn alle drei für alle Menschen sind.

1. *Theologie* muß endlich Religion bis zur Einsicht und Überzeugung des bloßen gesunden Menschenverstandes bringen. Denn sie ist entweder eine natürliche oder gelehrte Religion in Ansehung ihrer Mitteilung. Als gelehrte Religion kann sie nie für alle Menschen sein, also wird sie einmal dahin kommen müssen, daß jedermann nach seinem bloßen Menschenverstande, da sie einmal da ist, wird einsehen, sich davon überzeugen und sie fassen können. Da muß jeder Punkt, der vielleicht anfänglich zur Introduction nötig war, wegfallen, wenn die Überzeugung von seiner Richtigkeit Gelehrsamkeit voraussetzt. Doch wird immer Gelehrsamkeit nötig sein, um durch Geschichte den Vorwitz zu zügeln, damit er nicht durch Hirngespinnste den Menschenverstand verführe.

2. *Rechtskunde* ist auch für alle Menschen, denn jedermann muß doch wissen können, welches Recht jemand aus gewissen Handlungen oder Vorfällen gegen ihn hat und er stellt sich natürlicherweise auch ein Recht vor, das er aus eben dergleichen Ursachen erwirbt. Nun kann keine rechtliche Spekulation andere Prinzipien des Rechts ersinnen, als die des gemeinen Verstandes. Denn Gesetze sollen das Recht, was Menschen natürlicher Weise fordern, nur verwalten. Es ist auch merkwürdig, daß keine Wissenschaft, die sich auf Vernunft gründet, so der Vielheit der Fälle nötig hat, an welchen die Regeln in concreto geprüft werden könnten, als Rechtswissenschaft. Man soll keine Rechte erfinden, sondern nur dasjenige, was sich jeder denkt deutlich und bestimmt ausdrücken. Dazu gehört freilich Gelehrsamkeit.

3. *Arzneikunde.* Die Natur im Ganzen erhält sich und die Gattung wächst blühend fort. Also muß doch in dem menschlichen Körper eine Selbsthilfe



stecken, zu der Arznei nichts hinzusetzen kann, und also ein Betragen, bei dem alle Menschen gesund sein könnten. In allen dreien arbeitet die Wissenschaft unablässig daran, um sich entbehrlich zu machen. Nur die Philosophie muß bleiben und wachen, daß der gemeine Menschenverstand ein gesunder Verstand bleibe und sie allein kann niemals entbehrlich werden. I 256 ff.

*Unverletzlichkeit des Gewissens.* – Das Vornehmste, was wir zu verhüten haben, ist, daß wir unser Gewissen nicht verletzen, welches vornehmlich dasjenige betrifft, was wir in unsern Glauben und Bekenntnis aufnehmen. Das Gewissen kann uns nichts in Ansehung der Erkenntnisse lehren, aber doch das unterscheiden, was denselben zuwider ist. Man mag die Wahrheit der Sätze dahingestellt sein lassen, wieviel man aber davon auf seine Seele und Gewissen bekennen oder lehren, andern zumuten könne zu bekennen, davon kann man ganz gewiß werden. I 258



## Vorbemerkungen zu den Gesprächen

Kant ist ein Großmeister der Gesprächskunst gewesen. Seine vielseitige Bildung ermöglichte ihm fast über alles Menschliche zu sprechen. Dabei war er meist der Gebende. Ihm lag es durchaus fern seine Gelehrsamkeit oder gar sein philosophisches Genie glänzen zu lassen. Er hatte eine grundsätzliche Scheu vor jeder Schaustellung persönlicher Interessen. Eine taktvolle Einfühlung in die verschiedenen Gesellschaftsschichten gab seinem ganzen mündlichen Verkehr eine edle Liebenswürdigkeit. Dieser hochstrebende Denker war darum in der Abgrenzung seines Umganges nicht im geringsten wählerisch. So vermochte er echte Volksverbundenheit in vorbildlicher Weise auszuwirken.

Für vertraulichen Gedankenaustausch wußte er einen engeren Kreis zu schaffen. Die eigenartigste Regelung dieses Verkehrskreises bildete die Tischgemeinschaft. Die Tischgenossen durften auch teilnehmen an dem Briefwechsel des Hausherrn mit auswärtigen Freunden und Verehrern. Nicht etwa gewöhnliche Neugier war es, wenn die Besucher von dem Philosophen zu Mitteilungen ermuntert wurden. Denn es hieß immer: »Was gibts neues Gutes?« Damit war eindeutig das würdige Niveau der Hausgespräche bei Kant bezeichnet. Klätscherei oder sonstige Unlauterkeit konnte hier niemals aufkommen. Andererseits gab es auch keine Ziererei. Kant hat sich im Gespräch niemals gekünstelter Ausdrücke bedient. Er brauchte sogar Provinzialismen. So wurde eine gemütliche Aufgeschlossenheit erzielt, die jede Anwandlung zu steifem und kaltem Benehmen verhinderte.

Wenn Kant in seinen Gesprächen gerade philosophische Fragen absichtlich zu vermeiden schien, so mußte er doch manchmal diesem Vorsatz untreu werden und schon aus Höflichkeit dem einen oder anderen Verehrer, der über irgend ein Lehrstück Auskunft wünschte, Rede und Antwort stehen. Diese Gruppe von Gesprächen hätte in unserer Ausgabe natürlich einen sehr hohen Rangplatz einzunehmen. Leider sind solche Interpretationsgespräche nur spärlich überliefert.

Der kongenialste Gesprächspartner Kants ist Christian Jakob Kraus gewesen. Er trat gerade im Erscheinungsjahr der *Kritik der reinen Vernunft* 1781 in den Lehrkörper der Albertina und darf wohl wegen seines ausgezeichneten akademischen Lehrtalents vielleicht sogar über Kant gestellt werden. Seine Vorlesungen waren sehr vielseitig. Sie suchten altphilologische und neuphilologische Studien zu verbinden. Kraus war der erste, der an der Albertina die literarästhetische Behandlung der Klassiker einführte,

wobei ihn seine musikalische Virtuosität unterstützte. Zur Dämpfung der schönggeistigen Schwärmerei diente ihm die höhere Mathematik. Mit heroischem Fleiß arbeitete er sich durch die 5 Bände von Leonhard Eulers Lehrbüchern der Infinitesimalrechnung (*Institutiones calculi differentialis*, Berlin 1755, 2 Bde., *Institutiones calculi integralis*, Petersb. 1768–70, 3 Bde.) hindurch und hat als erster an der Heimatuniversität das höchste mathematische Wissen in einem auserlesenen Hörerkreis fortzupflanzen gesucht.

Sein Hauptverdienst war die Neuordnung des staatswirtschaftlichen Lehrbetriebs im Anschluß an die Ideen von Adam Smith. Der einzige, freilich fast lebensgefährliche Fehler dieses merkwürdigen Professors der praktischen Philosophie, den Kant mit Kepler gleichzustellen pflegte und als das größte ihm vorgekommene Genie betrachtete, war die wissenschaftliche Schreibfaulheit. Er konnte sich trotz alles Zuredens nicht zu der Abfassung und Veröffentlichung eines Werkes aufraffen, das seinen hervorragenden Fähigkeiten entsprochen hätte. Seinen besten geistigen Energievorrat verbrauchte er hauptsächlich in der Lehrtätigkeit und im freundschaftlichen Gedankenaustausch. Die Verbindung mit Kant war gerade während der besten Schaffensjahre eine sehr innige. Beide speisten oft allein zusammen und lebten zeitweilig sogar in Wirtschaftsgemeinschaft. Diese Königsberger Dioskuren zogen einander magisch an, wenn sie auf einer größeren Gesellschaft erschienen. Beide in einem gelehrten Streit zu beobachten, wurde als herrlichste Unterhaltung begrüßt. Hätte der Beobachter uns nur ein paar Aufzeichnungen solcher philosophischen Gesprächskunst überliefert! Immerhin sind noch manche Rekonstruktionen hierzu aus dem bisher unveröffentlichten Kraus'schen Briefwechsel möglich.

Zur Klasse der Interpretationsgespräche sollte ferner der Hofprediger und Mathematikprofessor Johann Schultz wertvolle Beiträge bieten können. Er war dem Philosophen schon vor dem Zuzug nach Königsberg als Löwenhagener Dorfpfarrer freundlich begegnet, indem er die Inauguraldissertation des neuernannten Professors der Logik und Metaphysik *de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis* vom Jahre 1770 verständnisvoll rezensiert hatte. In Königsberg kam es bald zum Hausverkehr. Fichte hat seinerzeit den Charakter des wackern Kantanhängers und mathematischen Hilfsarbeiters auf die treffende Formel gebracht: «Es ist ein eckiges preußisches Gesicht, aber es spricht Ehrlichkeit und Gutmütigkeit aus seinen Zügen». Der Vernunftkritiker ehrte seinen treuen Schildknappen durch Übersendung eines Dedikationsexemplars von dem Erstdruck seines Meisterwerkes (1781) und erbat sich eine öffentliche Besprechung des Werks, die auch bald zu seiner vollsten Zufriedenheit ausgeführt worden ist. Es erschienen von Johann Schultz *Erläuterungen über des Herrn Professor Kants Kritik der r. Vernunft* Königsberg 1785 und 1791, sowie eine *Prüfung der kantischen Kritik der r. Vernunft* in zwei Bänden, Königsberg, 1789–1792.

Nebenher ging ein wissenschaftlicher Briefwechsel der beiden. Dieser ist gewiß von manchen Gesprächen bei Hausbesuchen umrahmt gewesen. Leider ist bisher von solchen Gesprächen nichts entdeckt worden.

Im Vergleich mit den mehr oder weniger verschütteten Fundgruben von Urkunden über mündliche Äußerungen unseres Philosophen nehmen sich selbst die ausführlichsten Mitteilungen Johann Gottfried Hasses (*Merkwürdige Äußerungen Kants von einem seiner Tischgenossen*, Königsberg 1804) dürftig aus. Ihr Verfasser war erst 1786 auf den Lehrstuhl für Orientalische Sprachen und das Griechische an der Albertina berufen und bald darauf zum Konsistorialrat und Dr. theologiae ernannt. Er hielt sich zunächst von Kant fern. Erst während der allerletzten Jahre fand er Zugang zu dem Kreis der Tischgäste. Begreiflicherweise waren bei der Abnahme der Geisteskräfte des Philosophen vollwertige Gespräche kaum durchführbar. Es macht sich auch etwas einseitig die Herauskehrung des Etymologisierens bemerkbar. Es ist ja bemerkenswert, daß Kant noch in so hohem Alter zu Versuchen auf solchem Tummelplatz des Dilettantismus fähig war, aber auch eigentlich rücksichtslos ihn hierbei zu ermuntern. Man hat den peinlichen Eindruck, als ob der Berichterstatte Gelegenheit suchte, die eigene sprachwissenschaftliche Gelehrsamkeit zur Schau zu stellen.

Eine zweite bedeutsame Klasse Kantischer Gespräche sind die politischen Gespräche gewesen. Es ist allgemein bezeugt, daß der Vernunftkritiker im Unterschied von ängstlichen Kollegen sehr freimütig über Zustände und Vorgänge im Staatsleben urteilte. Seine begierige Beschäftigung mit Zeitungsnachrichten erfuhr gerade durch politische Umwälzungen einen mächtigen Ansporn. Vielleicht hat Kant am eifrigsten in Gesellschaft seiner kaufmännischen Freunde politisiert, die schon durch ihre verschiedene Nationalität zu kritischen Auseinandersetzungen anregen mochten. Aber auch der befreundete höhere Staatsbeamte, der Minister von Schrötter, der Kanzler von Schrötter, der Polizeidirektor und Schöpfer der Städteordnung Frey, der Stadtpräsident von Hippel boten manchen Anlaß zu einem politischen Gedankenaustausch. Daß diese Urkundenquelle einmal ausgiebiger erschlossen wird, läßt uns die aufblühende familiengeschichtliche Forschung erhoffen.

Als dritte, wohl gemeinnützigste Klasse von Kantischen Gesprächen sind die Bekenntnisgespräche hervorzuheben, in denen der große Denker aus persönlicher Erfahrung erzählt, allerlei Klugheiten und Weisheiten mitteilt und so gleichsam die angewandte Philosophie lehrt. Hierfür lassen sich aus den zeitgenössischen Kantbiographien von Borowski, Jachmann, Wasianski und Rink die mannigfachsten Belege entnehmen. Borowskis Darstellung hat ja noch Kant selbst bei Lebzeiten zu einem erheblichen Teil kritisch revidiert. Für die Biographie Reinhold Bernhard Jachmanns war sogar ein Fragebogen mit 56 Nummern vorbereitet, dessen Ausfüllung leider nicht

mehr möglich wurde, da die Lebenskräfte des Philosophen versagten. Hätte Kant selbst noch über alle 56 Punkte genauer Auskunft gegeben, so wäre Jachmanns Kantschilderung die reichhaltigste und zuverlässigste. So dürfen wir es diesem treuesten Kantjünger, bei dem nach Theodor von Schöns Urteil »der kategorische Imperativ in Fleisch und Bein« zu finden war, nicht verübeln, daß er manche falsche Angaben macht, glücklicherweise nicht solche, die den Wesenskern berühren. Aber auch, was der feinfühligste letzte Hausgehilfe und Fürsorger Wasianski aus langjährigem Nächstverkehr mit dem Königsberger Weltweisen aufzeichnete, hat hohen dokumentarischen Wert und rettete uns manche kostbare Perle aus den letzten Gesprächen. Dankbar wollen wir auch die Berichte einzelner Kantbesucher für unsere Sammlung berücksichtigen. Diese Nomadengruppe läßt übrigens noch überraschenden Zuwachs erhoffen. So steht z. B. fest, daß der Prediger Johann Friedrich Usko, der bis 1782 am Königsberger Friedrichskollegium gewirkt hat, dann ein Amt bei der evangelischen Gemeinde in Smyrna übernommen hatte, am 19. Januar 1797 wieder in der Kantstadt erschien, auf den Gesellschaften durch seine Erzählungen von der Auslandsreise großes Aufsehen erregte und persische und arabische Dichtungen deklamieren konnte. Dieser interessante Mann, der auch persische Gemälde mit sich führte, war am 23. Januar 1797 zu Professor Kant eingeladen. Sollte nicht einmal irgend ein Kantischer Tischgenosse von diesem außerordentlichen Fall eine Aufzeichnung gemacht haben, wie der ostpreußische Pfarrer Christian Friedrich Puttlich, ein Schüler Uskos, während der Fridericianerzeit, der schon als Fridericianer mit der Tagebuchführung begann? Tagebücher werden überhaupt noch wichtige Überraschungen bringen und der nächsten Auflage dieses Kapitels zu einer reicheren Ausgestaltung verhelfen.

## Gespräche

*Rückblick auf die Eltern.* – »Wie oft habe ich«, erzählt Borowski, »es aus seinem Munde gehört: 'Nie, auch nicht ein einzigesmal hab ich von meinen Eltern irgend etwas Unanständiges anhören dürfen, nie etwas Unwürdiges gesehen'. Er gesteht selbst, daß vielleicht nur wenigen Kindern, besonders in diesem unserm Zeitalter der Rückblick auf ihre Eltern in der Folge, so wohlthuend sein dürfte, als er ihm immer war und noch ist.«

*Aus der Mutterschule.* – »Meine Mutter«, so äußerte sich oft Kant gegen Jachmann »war eine liebevolle, gefühlvolle, fromme und rechtschaffene Frau und eine zärtliche Mutter, welche ihre Kinder durch fromme Lehren und durch ein tugendhaftes Beispiel zur Gottesfurcht leitete. Sie führte mich oft außerhalb der Stadt, machte mich auf die Werke Gottes aufmerksam, ließ sich mit einem frommen Entzücken über seine Allmacht, Weisheit und Güte aus und drückte in mein Herz eine tiefe Ehrfurcht gegen den Schöpfer aller Dinge. Ich werde meine Mutter nie vergessen, denn sie pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in mir, sie öffnete mein Herz den Eindrücken der Natur, sie weckte und erweiterte meine Begriffe, und ihre Lehren haben einen immerwährenden heilsamen Einfluß auf mein Leben gehabt.« Und Jachmann bemerkte zu diesem Bericht noch: »Wenn der große Mann von seiner Mutter sprach, dann war sein Herz gerührt, dann glänzte sein Auge und jedes seiner Worte war der Ausdruck einer herzlichen und kindlichen Verehrung.«

*Wert des Pietismus im Elternhause.* – »Als einst« erinnert sich Friedrich Theodor Rink, »die Rede auf seine Eltern und die in ihrem Hause verlebten Jugendjahre kam, floß sein Mund zum Lobe der ersteren mit der warmen Beredsamkeit des Herzens über. Der Philosoph sprach: 'Waren auch die religiösen Vorstellungen der damaligen Zeit und die Begriffe von dem was man Tugend und Frömmigkeit nannte, nichts weniger als deutlich und genügend, so fand man doch wirklich die Sache. Man sage dem Pietismus nach, was man will, genug, die Leute, denen er ein Ernst war, zeichneten sich auf eine ehrwürdige Weise aus. Sie besaßen das Höchste, was der Mensch besitzen kann, jene Ruhe, jene Heiterkeit, jenen inneren Frieden, die durch keine Leidenschaft beunruhigt wurden. Keine Not, keine Verfolgung setzte sie in Mißmut, keine Streitigkeit war vermögend sie zum Zorn und zur Feindschaft zu reizen. Mit einem Wort, auch der bloße Beobachter wurde unwillkürlich zur Achtung hingerissen. Noch entsinne

ich', setzte er hinzu, 'wie über ihre gegenseitigen Gerechtsame einst zwischen dem Riemer- und Sattlergewerke Streitigkeiten ausbrachen, unter denen auch mein Vater ziemlich wesentlich litt, aber des ungeachtet wurde selbst bei der häuslichen Unterhaltung dieser Zwist mit solcher Schonung und Liebe in Betreff der Gegner von meinen Eltern behandelt und mit einem solchen festen Vertrauen auf die Vorsehung, daß der Gedanke daran, obwohl ich damals ein Knabe war, mich dennoch nie verlassen wird'.«

*Bestätigendes Zeugnis von Jachmann.* – »Kant pflegte diese pietistische Erziehung als eine Schutzwehr für Herz und Sitten gegen lasterhafte Eindrücke aus seiner eigenen Erfahrung zu rühmen.«

*Aus der Schülerzeit.* – »Er muß als Knabe zerstreut und vergeßsam gewesen sein, denn er erzählte mir (Jachmann), daß er einmal auf dem Wege nach der Schule sich auf der Straße mit seinen Schulkameraden in ein Spiel eingelassen, seine Bücher deshalb niedergelegt, sie daselbst vergessen und nicht eher vermißt habe, als bis er in der Schule zu ihrem Gebrauch aufgefordert wurde, welches ihm auch eine Strafe zuzog.«

*Ein ähnlicher, aber harmloser Fall.* – Eine besondere Art von Vergeßlichkeit in Dingen des alltäglichen Lebens konnte Wasianski bei dem alternden Denker in gesteigertem Maße beobachten. »Er selbst gestand, daß er sich diesen Fehler sehr oft habe zuschulden kommen lassen, und führte als Beleg aus den frühesten Jahren seines Lebens folgende Geschichte an: 'Als ein ganz kleiner Knabe hielt er sich, wie er aus der Schule kam, gewißer, leicht zu erratender Ursachen wegen, einige Augenblicke unter einem Fenster auf, hing seine Bücher an den Ladenriegel und vergaß sie wieder abzunehmen. Bald darauf hörte er den ängstlichen Nachruf einer alten, gutmütigen, ihm unbekannten Frau, die ihm keuchend nacheilte und ihm seine Bücher mit vieler Freundlichkeit einhändigte'. Noch in den späteren Jahren seines Lebens vergaß er das Betragen dieser Person nicht, und machte auch kein Geheimnis daraus, daß er sonst schon vergeßsam gewesen sei.«

*Jugendliche Tapferkeitsprobe.* – »Kant war« – wie aus einer Selbstschilderung gegenüber Jachmann zu entnehmen ist – »als Knabe auf einen Baumstamm gegangen, der quer über einem mit Wasser gefüllten, breiten Graben lag. Als er einige Schritte gemacht hatte, fing der Stamm durch die Bewegung an, sich unter seinen Füßen herumzurollen, und er selbst schwindlig zu werden. Er konnte ohne Gefahr herunterzufallen, weder stehen bleiben, noch sich umkehren. Er faßte also genau nach der Richtung des Holzes einen festen Punkt am andern Rande des Grabens scharf ins



Auge, lief, ohne nach unten zu sehen, längs dem Stamme gerade auf den Punkt hin und kam glücklich ans entgegengesetzte Ufer.«

*Mittel zur Lehrerautorität.* – Im Gespräch mit Jachmann über diese schwierige pädagogische Frage »versicherte er (Kant), daß unter seinen Lehrern, die alle durch Strenge, Ruhe und Ordnung in den Klassen zu erhalten suchten und sie bei der schlechten Schuldisziplin doch nicht erhielten, ein Lehrer mit einem gebrechlichen und possierlich gestalteten Körper gewesen wäre, dem er und einige andere Schüler immer sehr viel Aufmerksamkeit, Folgsamkeit und Achtung bewiesen hätten, weil sie in seinen Lektionen viel hätten lernen können.«

*Unzulänglichkeit des höheren Unterrichts.* – »An den in der Logik und Mathematik der Schule (dem Friedrichskollegium) erteilten Unterricht dachte Kant«, wie Borowski erzählt, »in seinen mittleren Jahren nicht ohne Lachen. 'Diese Herren', sagte er einmal zu seinem ehemaligen Mitschüler Cunde, 'konnten wohl keinen Funken, der in uns zum Studium der Philosophie oder Mathematik lag, zur Flamme bringen' – Ausblasen, ersticken konnten sie ihn wohl – antwortete der sehr ernsthafte Cunde.«

*Theologisches Studium aus Wißbegierde.* – »Kant führte« so schrieb Heilsberg an Professor Wald, der die erste Gedächtnisrede für den Vernunftkritiker an der Albertina (im April 1804) gehalten hat, »dem Wlömer und mir unter anderen Lehren zum gemeinen Leben und Umgange zu Gemüte: 'man müsse suchen von allen Wissenschaften Kenntnisse zu nehmen, keine auszuschließen, auch von der Theologie, wenn man dabei auch nicht sein Brot suchte'. Wir: Wlömer, Kant und ich, entschlossen uns daher im nächsten halben Jahr die öffentlichen Lesestunden des noch im besten Andenken stehenden Konsistorialrats Dr. Schultz und R. Pfarrer der Altstadt zu besuchen. Es geschah, wir versäumten keine Stunde, schrieben fleißig nach, wiederholten die Vorträge zu Hause und bestanden beim Examen, welches der würdige Herr oft anstellte, unter der Menge von Hörern so gut, daß er beim Schluß der letzten Lesestunde uns dreien befahl noch zurückzubleiben. Er frug uns nach unsern Namen, Sprachen, Kenntnissen, Kollegien, Lehrern und Absichten beim Studieren. Kant sagte, ein Medicus werden zu wollen, Wlömer versicherte ein Jurist zu werden, und ich gestand noch keine völlige Bestimmung zu haben und wenn alles fehlschlug, bliebe mir ein schwarzer Husarenpelz noch übrig. Der würdige Mann erwiderte: Mein Freund! das sind Blüten, welche bald abfallen. Warten Sie das Ansetzen zur Frucht ab, vielleicht entschließen Sie anders. Warum hören Sie denn Theologica (es war, wo ich nicht irre, Dogmatik) frug er alle drei? Kant antwortete: Aus Wißbegierde. Darauf Schultz: Wenn

dem also ist, so habe ich nichts dagegen einzuwenden. Aber sollten Sie bis zu Ihrer Beförderung auf einen andern Gedanken geraten und den geistlichen Stand wählen, so melden Sie sich mit Zutrauen bei mir. Sie sollen die Wahl der Stellen auf dem Lande und in den Städten haben. Ich kann Ihnen das versprechen und werde, wenn ich lebe, mein Wort halten. Hier haben Sie meine Hand und gehen in Frieden.«

*Selbstkritik des Hofmeisters Kant.* – »Er pflegte«, so überliefert Jachmann, »über sein Hofmeisterleben zu scherzen und zu versichern, daß in der Welt vielleicht nie ein schlechterer Hofmeister gewesen wäre, als er. Er hielt es für eine große Kunst, sich zweckmäßig mit Kindern zu beschäftigen und sich zu ihren Begriffen herabzustimmen, aber er erklärte auch, daß es ihm nie möglich gewesen wäre, sich diese Kunst zu eigen zu machen.«

*Modische Kleidung nach Naturfarben.* – »Vor mehr als 40 Jahren (also in der frühen Magisterzeit) hatte Kant«, so erzählt Borowski, »es sich selbst und, bei Gelegenheit uns, seinen damaligen Zuhörern, eingeprägt, der Mensch müsse in der Kleidungsart nie ganz aus der Mode sein wollen; es sei, setzte er hinzu, durchaus Pflicht, keinem in der Welt einen widerlichen oder auch nur auffallenden Anblick zu machen. Er nannte das schon damals eine Maxime, die genau zu beobachten wäre, daß man u. a. in der Wahl der Farben zu Kleid und Weste sich genau nach den Blumen richten müsse. 'Die Natur', sagte er, 'bringt nichts hervor, das dem Auge nicht wohltut; die Farben, die sie aneinanderreihet, passen sich auch immer zusammen'. So gehöre z. B. zu einem braunen Oberkleide eine gelbe Weste; dieses wiesen uns die Aurikeln. Kant kleidete sich auch immer anständig und gewählt. Später liebte er besonders melierte Farben.«

*Nochmals über Farbenwahl der Kleidung.* – »Zur Feierlichkeit bei dem Antritt seines ersten Rektorats ließ Kant«, so berichtet Jachmann, »sich eine neue Kleidung machen, weil er vergessen hatte, daß man dabei schwarz erscheinen müsse. Einige Tage zuvor führte er mich ans Fenster, zeigte mir eine Tuchprobe, machte mich auf die drei verschiedenen Farben des melierten Tuches aufmerksam und ersuchte mich, daß ich ihm ein seidenes Futter aussuchen möchte, das gerade in diese drei Farben spielte. Dem großen Manne war eine solche Kleinigkeit nicht zu klein, weil er die Meinung hegte, daß man auch durch seine Kleidung die Gesellschaft, in welcher man sich befände, ehren und auch schon um seiner selbst willen sich äußerlich den Menschen von einer gefälligen Seite zeigen müsse.«

*Pünktlichkeit und Worthalten.* – »Bei denen, die Kant achten sollte«, schreibt Borowski, »forderte er auch Pünktlichkeit, genaues Worthalten, auf

die Stunde und den Augenblick, für welche man sein Wort gegeben hatte. Einst, in seinen ersten Lehrerjahren war ich mit Dr. Funck während der Ferien in den Morgenstunden bei ihm. Ein Studierender hatte ihm auf diesen Vormittag die Abtragung des Honorars für gehörte Vorlesungen zugesagt. Wie oft und wie gerne er dieses vielen ganz oder teilweise erließ, wissen alle! Dieser aber hatte ein bestimmtes Versprechen gegeben. Kant äußerte, daß er des Geldes gar nicht so sehr bedürfe. Allein nach jeder Viertelstunde kam er darauf zurück, daß der junge Mann sich doch – nicht einfinde! Nach ein paar Tagen erschien er. Kant hielt ihm so ernstlich vor und nahm ihn, da er sich zu seiner Opponentenstelle bei einer nächstens zu haltenden Disputation erbot, nicht dazu an mit der bitteren Bemerkung: 'Sie möchten doch', sagte er zu ihm, 'nicht Wort halten, sich nicht zum Disputationsakt einfinden und – dann alles verderben!' Dieses ernste, obwohl sonst sanft ausgesprochene Wort schützte nachher diesen jungen Mann – ich kannte ihn noch viele Jahre hindurch – vor jedem Fehler dieser Art.«

*Eigene Pünktlichkeit.* – »Oft tat Kant«, so erzählt Wasianski, »bei Tische mit einer Art von Stolz an seinen Diener die Frage: 'Lampe, hat er mich in 30 Jahren nur an einem Morgen je zweimal wecken dürfen?' 'Nein, hochedler Herr Professor', war die bestimmte Antwort des ehemaligen Kriegers'.«

*Freie Unabhängigkeit.* – Jachmann schreibt: »Schon von Jugend auf hat der große Mann das Bestreben gehabt, sich selbständig und von Jedermann unabhängig zu machen, damit er nicht den Menschen, sondern sich selbst und seiner Pflicht leben durfte. Diese freie Unabhängigkeit erklärte er auch noch in seinem Alter für die Grundlage alles Lebensglückes, und versicherte, daß es ihn von jeher viel glücklicher gemacht habe, zu entbehren, als durch den Genuß ein Schuldner des andern zu werden. In seinen Magisterjahren ist sein einziger Rock schon so abgetragen gewesen, daß einige wohlhabende Freunde, u. a. der Geheimrat J. . . , es für nötig geachtet haben, ihm auf eine sehr diskrete Art Geld zu einer neuen Kleidung anzutragen. Kant freute sich aber noch im Alter, daß er Stärke genug gehabt habe, dieses Anerbieten auszuschlagen und das Anstößige einer schlechten, aber doch reinen Kleidung der drückenden Last der Schuld und Abhängigkeit vorzuziehen. Er hielt sich deshalb auch für ganz vorzüglich glücklich, daß er nie in seinem Leben irgendeinem Menschen einen Heller schuldig gewesen ist. 'Mit ruhigem und freudigem Herzen konnte ich immer: Herein! rufen, wenn jemand an meine Tür klopfte', pflegte der vortreffliche Mann oft zu erzählen, 'denn ich war gewiß, daß kein Gläubiger draußen stand'.«

*Kurzes Buchladengespräch.* – »Einst fand Kant«, so überliefert uns Borowski, »einen seiner Schüler im Buchladen, der sich Jerusalems *Betrachtungen über die Religion* kaufte. Er erkundigte sich, wer denn dieser Jerusalem wäre, ob er sonst etwas geschrieben hätte und erwähnte dabei, daß er vor mehreren Jahren wohl Stapfers *Grundlegung der Religion* gelesen habe.«

*Überraschung bei kirchengeschichtlichem Studium.* – »Einstmals trat ich«, so erzählt Borowski von einer überraschenden Begegnung mit dem Meister, in sein Zimmer und, indem er sich umwandte, sagte er: 'Nun, da leg' ich eben den siebzehnten Band der Schröckschen *Kirchengeschichte* weg'. Auf meine Nachfrage, ob er sich durch die siebzehn Bände mit Behagen durchgebracht hätte, versicherte er ganz ernstlich (und was sein Mund aussprach, war zuverlässig), daß er Wort für Wort gelesen hätte.«

*Wohlredenheit, nicht Beredsamkeit und heilige Reden.* – »Einen sehr geringen Wert nur setzte Kant«, nach Borowskis Bericht, »auf Beredsamkeit. Er schätzte Wohlredenheit und bedauerte, diese ebensowenig als den klaren, gleichfaßlichen Ausdruck (den er auch in gelehrten Vorträgen eben nicht so sehr für nötig hielt, damit dem Leser doch auch etwas zu eigenem Nachdenken verbleibe), sich in seinen Schriften ganz eigen machen zu können. Beredsamkeit war unserem Kant weiter nichts, als die Kunst zu überreden, den Zuhörer zu beschwatzen. Ein andermal nannte er sie die Beflissenheit, andere zu täuschen, zu überlisten, damit das, was doch keine überzeugende Beweisgründe sind, wenigstens dafür angesehen werde. Bei jeder Gelegenheit kam er auf diese Äußerung zurück. 'Der Geistliche', setzte er dann hinzu, 'soll Prediger, soll Lehrer sein, der sich auf Gründe stützt, aber nie muß er heilige Reden halten', welche Art von Benennung in seiner frühen Lebenszeit von Mosheim u. a. m. den Kanzelvorträgen – freilich unschicklich genug – gegeben zu werden pflegte. Doch sprach er, wenn er Reden halten mußte, sehr gut«.

*Ein Lobspruch auf Kanzelreden.* – Kant versicherte gegenüber Jachmann, »daß er die trefflich ausgearbeiteten Kanzelreden seines Freundes, des verstorbenen Pfarrers Fischer, öfters gern angehört hätte, wenn er nicht durch seine dringenden literarischen Geschäfte davon wäre abgehalten worden.«

*Hilfreiche Rücksprache über eine Probepredigt.* – Jachmann weiß von einem jungen Theologen, der sich der auszeichnenden Gunst des großen Denkers erfreuen durfte. »Kant lernte ihn besonders in seinem Repetitorio kennen, rief ihn zu sich, gab ihm die Erlaubnis, sich über schwierige Gegenstände der Philosophie mit ihm besonders unterhalten zu können, zog ihn

endlich in seinen näheren Umgang, nahm ihn unter die Zahl seiner Freunde auf, und äußerte überall für ihn eine väterliche Vorsorge, mit der größten Delikatesse verbunden. Diesen empfahl er vor mehreren Jahren persönlich dem Chef eines Regiments zu einer erledigten Feldpredigerstelle. Wenige Tage vor der Probepredigt, ließ er den Kandidaten zu einer ungewöhnlichen Morgenstunde zu sich bitten und leitete mit der größten Feinheit ein Gespräch über den Probetext ein, nach welchem er sich besonders hatte erkundigen lassen. Und – denken Sie sich den liebenswürdigen Mann! – ruft Jachmann enthusiastisch aus – aus Liebe zu seinem Freunde hatte sich der tiefe Denker in ein ganz neues Feld gemacht und sich die Mühe gegeben, eine förmliche Disposition zu einer Predigt in Gedanken zu entwerfen, über welche er mit ihm sprach und wobei er viele fruchtbare Gedanken äußerte. Am Tage der Predigt hatte er einen anderen Freund mit dem Auftrage in die Kirche gesandt, ihm am Schlusse der Rede über den Eindruck derselben eiligst Nachricht zu erteilen. Das heißt doch, an dem Schicksal seiner Freunde herzlichen und tätigen Anteil nehmen!«

*Mitfreude und aufopfernde Werbung.* – Für den gleichen jungen Freund hatte Kant, wie Jachmann ergänzend mitteilt, bei dem akademischen Senat »einige Jahre zuvor, ganz aus freiem Antriebe, ein Stipendium ausgewirkt. Er kam darüber, an dem Tage, als es ihm konferiert worden war, so herzlich froh nach Hause, daß er nicht allein dem Bruder desselben, der den Mittag bei ihm aß, diese Nachricht sogleich mit der größten Freude mitteilte, sondern sogar eine Bouteille Champagner heraufholen ließ, um auf das Wohl seines Günstlings zu trinken und sich ganz dem Gefühl der Freude zu überlassen. Kant und Hippel bewogen eben denselben Mann vor mehreren Jahren, ein Privaterziehungsinstitut zu übernehmen, welches der geschickte Pädagog Böttcher in Königsberg errichtet hatte und nachmals wegen eines Rufs nach Magdeburg aufgab. Kant nahm an dieser Versorgung seines Freundes, die er dessen Talenten vorzüglich angemessen hielt, das lebhafteste Interesse. Er ging selbst zu den Eltern der Zöglinge des Instituts hin, um sie zu bewegen, ihre Kinder auch bei dem neuen Entrepreneur in der Anstalt zu lassen, nahm es selbst über sich, den Kriegsrat von Fahrenheid zum Ankauf eines Hauses für diesen wohltätigen Zweck geneigt zu machen und erbot sich selbst zur kräftigen Unterstützung dieses nützlichen Unternehmens.«

*Fürsprache für den jungen Fichte.* – »In der Abendstunde«, so berichtet Borowski, »begegnet mir Kant auf einem Spaziergange. Das erste Wort an mich war: 'Sie müssen mir helfen, recht geschwind helfen, um einem jungen brotlosen Manne – Namen und auch Geld zu schaffen. Ihr Schwager (Hartung, der Buchhändler) muß disponiert werden. Wirken Sie auf ihn,

wenn Sie die Handschrift (es war der *Versuch einer Kritik aller Offenbarung*), die ich noch heute zuschicke, durchgelesen, daß er sie verlege und s. f'. – Ich nahm das alles gern auf mich und ganz ungewöhnlich erfreut sah ich ihn, da alle seine und Fichtes Wünsche – und noch dazu weit über beider Erwartung – erfüllt wurden. Da liegt eben das Billet mir zur Seite, das Kant mir gleich darauf zuschickte und das, wenn ich es hier abdrucken ließe, einem jeden das warmtätige Herz unseres Kant fürs Wohl junger Leute, die irgend etwas von sich hoffen ließen, zeigen würde. Fichte wird sich des alles gewiß noch mit dankbarer Empfindung erinnern.«

*Bescheidene Selbsteinschätzung.* – »Ich werde es nie vergessen«, schreibt Jachmann, »wie Kant, als er eines Tages über Newton sprach und hierauf den Gang, welchen er selbst in der Naturwissenschaft genommen, mit jenem des Newton in Vergleichung stellen wollte, mit einer rührenden Bescheidenheit hinzufügte: 'wofern sich etwas Kleines mit etwas Großem vergleichen läßt'. Und so sprach Kant in dem Alter seiner vollendeten Größe zu mir in meinem zwanzigsten Jahre ohne Beisein anderer Zeugen. Auch über Philosophen, welche einem anderen System folgten, ja über seine Gegner, wenn sie wirklich Wahrheit suchten, sprach er stets mit einer unparteiischen Würdigung ihrer Verdienste. Ja er suchte sich selbst zu erklären, wie seine bescheidenen Gegner sehr natürlich anderer Meinung sein konnten und lebte in vollem Vertrauen auf den endlichen Sieg der Wahrheit.«

*Gegen gezieltes Sprechen.* – »Wer beim mündlichen Gespräch Worte suchte«, erzählt Jachmann, »nach schönen Redensarten haschte, diese sogar, ohne Ausländer zu sein, nach einer fremden Mundart aussprach, mit dem unterhielt sich Kant nicht gern. Er sah die Konversationssprache bloß als ein Mittel an, unsere Gedanken leicht gegeneinander auszutauschen, sie müßte also wie die Scheidemünze, zum allgemeinen leichten Verkehr kein anderes als das Gepräge des Landes haben. Daher war er in seiner Sprache selbst so sorglos, daß er Provinzialismen im Munde führte und bei mehreren Wörtern der fehlerhaften Aussprache der Provinz folgte.«

*Gegen gelehrte oder politische Frauengespräche.* – »Von einem weiblichen Wesen, das ihn an seine *Kritik der reinen Vernunft* erinnert, oder über die französische Revolution, davon er sonst in männlicher Gesellschaft sich leidenschaftlich unterhielt, mit ihm ein Gespräch hätte anketten wollen, würde er sicher sich augenblicklich weggewendet haben.« So urteilt Borowski, um folgenden Fall mitzuteilen. »Einmal ließ er gegen eine vornehme Dame, die durchaus mit ihm ganz gelehrt sprechen wollte, und, da sie bemerkte, daß er immer auswich, fortwährend behauptete, daß

Damen doch auch wohl ebenso gelehrt sein können, als Männer, und daß es wirklich gelehrte Frauen gegeben hätte, sich den freilich etwas derben Ausdruck entfallen: 'Nun ja, es ist auch darnach'.«

*Für die wahre Hausfrauenehre.* – Als Kant selbst einmal in Borowski's Beisein sich über Speisenzubereitung ausführlich zu äußern begann, sagte ihm eine würdige, auch von ihm sehr geschätzte Dame: 'Es ist doch, lieber Herr Professor, wirklich, als ob sie uns alle bloß für Köchinnen ansehen'. »Und da war es nun«, wie der Berichterstatter hervorhebt, »eine Freude zu hören, mit welcher Gewandtheit und Feinheit Kant es auseinandersetzte, daß Kenntniss des Küchenwesens und die Direktion davon jeder Frau wahre Ehre sei, daß durch Erfreungen und Erquickungen des Mannes, der von seinem geschäftsvollen Vormittage nun müde und matt an den Tisch käme, sie eigentlich sich selbst Erfreungen für ihr Herz, erheiternde Tischgespräche u. s. f. verschaffen. Wirklich, er zog die Herzen aller Damen durch diese Auseinandersetzungen, die er lebhaft und launig vortrug, ganz an sich. Jede wollte nun von ihrem Manne das Zeugnis an den Professor haben, daß sie eine solche Frau sei, jede in der Gesellschaft bot sich dazu an, ihm, wenn er Fragen, die zum Haus- und Küchenwesen gehörten, ihnen vorlegen wollte, diese willig und prompt zu beantworten.«

*Kochkunst neben der Tonkunst als weibliches Unterrichtsfach.* – Wie Jachmann bezeugt, »hielt Kant es für rätlich, daß man seine Tochter ebenso von einem Koch eine Stunde in der Kochkunst unterrichten lassen möchte, als von dem Musikmeister in der Tonkunst, weil sie sich bei ihrem künftigen Manne, er sei wer er wolle, Gelehrter oder Geschäftsmann, weit mehr Achtung und Liebe erwerben würde, wenn sie ihn nach vollbrachter Arbeit mit einer wohlschmeckenden Schüssel ohne Musik, als mit einer schlechschmeckenden mit Musik aufnehmen möchte.« Und die Nachricht von Jachmanns Bruder, daß solch ein Kochunterricht in den besten schottischen Häusern schon feststehende Sitte sei, »hörte er nicht allein mit Vergnügen, sondern er pflegte sie auch öfters zur Bekräftigung seines Rates anzuführen, um jeden Hausvater zur Benutzung dieses Bildungsmittels bei seinen Töchtern desto geneigter zu machen. Seiner Meinung nach könnte es auch dem geistreichsten Manne, und wäre er selbst Dichter und Künstler, nicht gefallen, wenn seine Frau, anstatt ihm ein gehöriges Essen vorzusetzen, ihn mit einem Gedichte oder Gemälde entschädigen wollte, das sie zu der Zeit verfertigte, als sie sich der Küche annehmen sollte.«

*Gegen aussichtslose Rechthaberei.* – Wie Borowski beobachtete, fühlte sich Kant durch geraden Widerspruch beleidigt. Es kam zuletzt sogar zur Erbitterung. »Gewiß drang er seine Meinung niemandem auf: aber der